



„Herr Berger faltete, stumm dankend, die Hände, als ihm seine Frau das  
Briefchen vorlas.“  
(S. Seite 74.)

# Wunderbare Wege

und

## Führungen Gottes.

---

Alte und neue Geschichten aus dem Leben.

---

II.

---



Verlag: Geschwister Dönges.  
Dillenburg.

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

---

Druck von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M.

# Vorwort.

Das I. Bändchen unserer alten und neuen Erzählungen aus dem Leben erschien vor 2 Jahren und fand eine freundliche Aufnahme. Dasselbe brachte durchweg B e f e h r u n g s g e s c h i c h t e n , Geschichten also, die bezeugen, wie Gott oft durch wunderbare Wege und Führungen Seine Menschenkinder zu sich zieht. Für diesmal versprechen wir im Vorwort zu jenem I. Bändchen vornehmlich Geschichten, welche Gottes Treue und Durchhilfe, die Er die Seinigen erfahren läßt, berichten. Wir haben dies beachtet und hoffen, in einem III. Bändchen noch weitere Erzählungen dieser Art aus dem Leben zusammenzustellen.

Aber auch diesmal haben wir wieder einige B e f e h r u n g s g e s c h i c h t e n gebracht; thatsächlich gehört die erste und weitaus größte Erzählung in vorliegendem Bändchen zu dieser Klasse.\*) Möge diese Geschichte, die Gottes wunderbare Langmut mit dem Sünder so herrlich ans Licht stellt, noch manches harte und stolze Herz zur Buße leiten, daß es nicht länger Gottes Güte und Langmut verachte, sondern sich doch endlich zu Gott kehre und errettet werde. Auch manche Seele, die etwa Gottes Geduld lange schon und sehr oft auf die Probe gestellt hat und nunmehr verzagt ist und fürchtet, v e r s t o ß e n zu sein, möge durch diese Erzählung wieder Mut gewinnen, zu diesem Gott im Namen Jesu ihre Zuflucht zu nehmen, ehe es zu spät ist, und sie wird G n a d e u n d e w i g e s L e b e n finden!

Was die Geschichten betrifft, die von Gottes oft wunderbarer Dazwischentunft und Durchhilfe in Tagen der Not zeugen, so giebt

\*) Es ist die Erzählung: „Der Deserteur“. — Ein Freund hatte sie vor Jahren schon für uns aus dem Englischen übersezt: »The Military Deserter«, geschrieben von Pastor J. de Liefde, dem sie bei seinem Besuch in Elberfeld von jenem Manne selbst erzählt worden war. Als wir schon daran dachten, diese Geschichte zum Abdruck zu bringen, wurden wir von einer anderen Seite auf eine interessante Erzählung im I. Band des „Kinderboten“ (Jahrgang 1853) aufmerksam gemacht, die verdiente, neu veröffentlicht zu werden. Die Tochter des verstorbenen Herausgebers war so freundlich, uns das längst vergriffene Buch zur Verfügung zu stellen und siehe da, es war dieselbe Geschichte, die wir aus dem Englischen schon besaßen; wir sind nun in unserem Abdruck fast durchweg der fließenderen Fassung aus dem „Kinderboten“ gefolgt. —

es Christen, die von solchen Berichten eher befürchten, daß sie den Glauben etlicher erschüttern, als befestigen. Sie sagen nämlich, wenn unbefestigte Christen, die in Not und Leiden sind, solche Erzählungen lesen, daß Gott da und dort so schnell und wunderbar eingegriffen und geholfen hat, dies aber bei ihnen nicht thut, so kommt der Versucher und macht sie irre, sei's an sich selbst, an ihrem Gnaden- und Kindesstand, sei's an Gott und Seiner Liebe oder Macht. Da es in der That so sein mag, möchten wir solch angefochtenen Seelen bemerken, daß der Herr die Seinigen nicht alle nach einer und derselben Regel leitet; daß Er oft nicht hilft oder heilt, um gewisser ernsten Unterweisungen willen, die für uns nötig sind oder auch nicht hilft oder heilt, um gewisser größerer Segnungen willen, die Er uns in Zukunft, hier oder droben, zuwenden will. Ein Lied sagt:

„Wenn die Stunden sich gefunden,  
Bricht die Hilf' mit Macht herein.“

Und:

„Hilft Er nicht zu jeder Frist,  
Hilft Er doch, wenn's nötig ist.“

Der Herr aber selbst sagt: „Was Ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wirst es aber hernach erfahren.“

Im übrigen steht es fest und gewiß, daß der Herr den Seinen zuruft: „Rufe Mich an in der Not; und Ich will dich erretten und du wirst Mich preisen.“ Und weiter: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.“ —

Zulezt möchten wir noch auf die Geschichten No. 9 und No. 10 aufmerksam machen: „Vom Tode errettet“ und „Ein Tag der Ueberschungen“; sie zeigen uns, wie der Herr Seine Knechte auch heute noch leiten und führen kann. Ähnliche Erfahrungen und Erlebnisse finden wir auch in dem Leben des manchen Lesers bekannten G. H. Stanley in England, wie er sie selbst in seinem Buche: „Wie der Herr mich geführt hat“, veröffentlicht hat.

So sei denn das ganze Büchlein der Obhut und Gnade des Herrn befohlen, daß Er dadurch in Seinem Thun und Wesen zum Heil und Segen vieler Herzen völliger erkannt und von ihnen verherrlicht werde.

Frankfurt a. M., 31. Oktober 1898.

Der Herausgeber.

## Inhaltsverzeichnis.

---

Nr.		Seite
1.	Der Deserteur . . . . .	9
2.	Kapitän Wilson . . . . .	61
3.	Der Pfalter . . . . .	66
4.	Der Studentenstreich . . . . .	76
5.	Die alte Bibel . . . . .	79
6.	Der Rabe . . . . .	83
7.	Georg Neumark . . . . .	90
8.	Ein Versammlungssoldat . . . . .	107
9.	Vom Tode errettet . . . . .	113
10.	Ein Tag der Ueberraschungen . . . . .	116
11.	Die Erfindung der Sicherheitsnadel . . . . .	124
12.	Der reisende Uhrmacher . . . . .	127
13.	Ein glücklicher Unfall . . . . .	132
14.	Graf Eberhard von Erbach . . . . .	139

„Ich weiß ja die Gedanken, die Ich über euch habe, spricht  
Jehova: Gedanken des Friedens und nicht zum Unglück.“  
(Jerem. 29,11.)

---

„Denn wie der Himmel höher ist als die Erde, so sind Meine  
Wege höher als eure Wege und Meine Gedanken als eure Gedanken.“  
(Jes. 55,9.)

---

# Der Deserteur.

## Einleitung.

Als ich noch in Elberfeld wohnte, besuchte mich — es war im Jahre 1848 — eines Abends einer der ersten dortigen Fabrikbesitzer, mit dem ich befreundet war. Im Laufe der Unterhaltung kamen wir auf die wunderbaren Wege und Führungen Gottes zu sprechen, auf denen Er oft die Sünder erreicht und errettet. „Gottes Wege sind nicht unsere Wege“, meinte mein Freund, „Seine Gedanken nicht die unsrigen. Wie mancher, der in der Jugend einen guten Weg einzuschlagen schien, fällt in Thorheit, irrt immer wieder von Gott ab und stirbt schließlich den Tod des Gottlosen. Dagegen weiß Gott solche, die wir für unrettbar halten, mit starker Hand zu ergreifen und in wunderbarer Gnade aus Satans Macht zu befreien. Ich kenne einen solchen Fall. Unter meinen Arbeitern ist einer, an welchem sich die göttliche Barmherzigkeit besonders herrlich erwiesen hat. Wenn es Ihnen recht ist, kann er uns heute abend noch erzählen, was Gott an ihm gethan.“

Mit Freuden willigte ich ein; mein Freund entsandte einen Boten und bald trat der Mann ein, dessen wunderbare Lebensführungen die folgenden Blätter bringen. Ich hatte mir Schreibzeug bereit gestellt, um so weit als möglich seine eigenen Worte aufzuzeichnen.

„Nun, Baumfelder,“ mit diesen Worten wandte sich mein Freund an seinen Untergebenen, einen noch nicht



40 Jahre alten kräftig gebauten Mann mit angenehmen Gesichtszügen, „setzen Sie sich und sammeln Sie die Gedanken ein wenig. Sie sollen diesem Herrn Ihre Geschichte erzählen.“

„Nichts lieber als das, Herr —,“ entgegnete der Arbeiter, „denn an mir hat Gott Seine ganze Gnade und Langmut erwiesen! So lange ich lebe, werde ich nicht vergessen können, was Gott an mir gethan.“

Und nun vernahm ich aus seinem Munde folgenden interessanten Bericht; derselbe ist durchaus wahrheitsgetreu, zumeist in Baumfelders eigenen Worten wiedergegeben.

---

## I.

Ich wurde den 18. Februar 1815 zu Lennep, einer Fabrikstadt des bergischen Landes, geboren. Mein Vater, ein Wollenweber, hatte einen so geringen Verdienst, daß er mich und meine drei Geschwister kaum zu ernähren imstande war. Obgleich er es sich nun auch nach Kräften angelegen sein ließ, uns zur Schule anzuhalten, so gebot mir dennoch die Not, meine Mußestunden am Spulrade verleben zu müssen. Von Natur wild und ungestüm, war das nicht nach meinem Geschmack, und weit lieber hätte ich herumgetollt auf Gassen und Straßen, gleich den anderen Buben meines Alters. Mein guter Vater, der schon frühe zum Herrn bekehrt war, bot zwar alles auf, mir durch eine nützliche Unterhaltung die Zeit zu verkürzen; aber ich mochte von seinen Ermahnungen nichts hören, ging lieber meine eigenen verkehrten Wege und nicht selten zeigte ich mich höchst widerspenstig und ungebärdig. Ja, ja, die Gottesfurcht ist kein Erbteil, das vom Vater auf

den Sohn übergeht; und noch ist's mir oft, wenn ich an jene traurigen Stunden zurückdenke, als müßte ich mit David schreien: „Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend!“

Meine lieben Leser werden es nun leicht begreifen, wie sehr ich mich hinweg sehnte aus dem Vaterhause, und wirklich nicht gar lange, so wurde mein Wunsch erfüllt. Ich war stark und kräftig gebaut, und dies bewog meinen Vater, mich auf eine auswärtige Fabrik zu schicken. Nun war ich frei; aber — kein roter Heller kam in meine Hände. Das gefiel mir durchaus nicht; — schon sann ich auf Mittel, wie diesem Uebelstande abzuhelpen sei, als mir plötzlich der Tod meines Vaters mitgeteilt wurde. Nun war ich wirklich mein eigener Herr. Gerade um diese Zeit standen fast alle Fabriken aus Arbeitsmangel still, so daß auch ich müßig gehen mußte. Das saß mir schlecht, denn mein Geldbeutel wurde immer schlaffer und schlaffer und Schmalhans mein Küchenmeister. „Halt!“ — dachte ich, — „du bist 17 Jahre alt, gesund und stark, — flugs! — laß dich beim Militär annehmen!“

Und richtig, ich wurde Soldat.

Jetzt war ich vergnügt. Meine neue Uniform gefiel mir; mehr aber noch das lustige Soldatenleben. Das war nach meinem Sinn. Ich war der Beste unter den Besten und immer auf meinem Posten; zugleich übertraf ich alle im Schwelgen und suchte im Fluchen meinen Meister; immer war ich fröhlich und ohne Sorgen. Meine Offiziere liebten mich; ich war pünktlich in allen Dingen; nichts, was den Dienst betraf, konnte man mir zur Last legen. Meine Kameraden hatten mich gern um sich; denn ich war immer munter und guter Dinge. So schwanden rasch 5 Jahre; noch 10 Tage — und meine Dienstzeit war zu Ende. Aber nicht so bald sollte ich die liebe

Heimat wiedersehen; denn nun schlug für mich eine Stunde, die schwere Tage im Gefolge hatte.

Wir lagen in Aachen. Es war der erste Januar 1835, als ich am Sylvesterabend mit etwa 20 Kameraden ins Wirtshaus ging, um das neue Jahr recht fröhlich eintrinken zu können. Dabei wurde gespielt und getanzt und ein heilloses Leben geführt; alle Sorgen und Mühen des Lebens waren vergessen. Kein Mensch dachte an die Vergänglichkeit der Zeit; und an der Stirn eines jeden stand geschrieben: „Laßt uns essen, trinken und fröhlich sein; denn morgen sind wir tot!“ — Ja, so ist des Menschen Herz, das Gott nicht kennt. Mit einem Fluche auf den Lippen, mit dem Glase in der Hand, schritt ich lachenden Schrittes einem schrecklichen Urtheile entgegen. —

Es war bereits 9 Uhr und der Zapfenstreich wurde geschlagen. Aber ich hatte nur ein Ohr für den Ton der Geige und kümmerte mich um den Zapfenstreich so wenig, wie um die Beckstimmen göttlichen Erbarmens. Da tritt ein Gendarm in den Tanzsaal, und fordert die anwesenden Soldaten auf, ihre Urlaubskarten zu zeigen, um sich dadurch wegen ihres zu langen Verweilens zu rechtfertigen. Auch zu mir mit dieser Aufforderung tretend, rufe ich ihm fluchend entgegen:

„Scher dich mit deiner Urlaubskarte zum . . . . .; ich habe keine.“

„Dann muß ich Sie arretieren und zur Hauptwache führen,“ — entgegnet der Gendarm, stellt sich hinter mich und fordert mich auf, ihn sofort zur Wache zu begleiten. Ich, im Zustande der Betrunktheit, weigere mich, dem Gesetze zu gehorchen; meine Kameraden umringen uns beide, und nun entsteht ein Gebrülle, als wäre die ganze Hölle mit einem Male losgebrochen. Unterdes ruft mein Gegner die Wache herbei, und im nächsten Augenblicke

befinde ich mich schon zwischen den vier Wänden der Wachtstube, wo ich in wahnsinniger Wut mit zwei Soldaten ringe, um wieder ins Freie zu gelangen. Da tritt der die Kunde habende Lieutenant ins Zimmer, gebietet mir, unter einem Hagel von Flüchen, ruhig zu sein, droht mit der Faust und stößt mich zweimal auf die Brust.

„Lieutenant!“ — brüllte ich, alle Rücksichten gegen meinen Obern aus den Augen verlierend, — „Lieutenant! Rühren Sie mich nicht wieder an. Zweimal haben Sie mich gestoßen; wagen Sie es nicht zum dritten Male.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als wirklich der dritte Schlag meine Brust traf. Jetzt kannte mein Grimm keine Grenzen mehr. In rasender Leidenschaft erfasse ich meinen Gegner bei der Gurgel, schleudere ihn zu Boden und werfe mich, racheschnaubend, auf ihn; aber im selbigen Moment stürzen die Soldaten über mich her, bewältigen mich und führen mich in Arrest. Hier in der Stille fiel ich bald in einen tiefen Schlaf; erst am folgenden Morgen erwachte ich. Mein Rausch war verflogen; an seine Stelle trat namenloser Schrecken. Mit schauerlichem Entsetzen kehrten die jüngsten Vorgänge gleich verworrenen Traumbildern in mein Gedächtnis zurück. Gut kannte ich die Strenge des Kriegsgesetzes. Auf eine solche That folgte zweifelsohne die Todesstrafe. Gott im Himmel! Meine Seele hatte alle Fassung verloren. Todesangst, starre Verzweiflung, zermalmendes Vorgefühl der Höllequalen packten mich und jagten mir das Blut fiebrisch durch die Adern. Wie von Sinnen riß ich mir die Haare aus und wälzte mich auf dem Boden. — Jetzt, jetzt zum ersten Male gedachte ich meines selig entschlafenen Vaters; seine Ermahnungen erklangen aus der entschwundenen Kindheit zu mir herüber; Bibelsprüche, an die ich nie gedacht, kehrten in mein Gedächtnis zurück; aber es waren zer-

schmetternde Eindrücke. Nirgends fand ich Trost. Schrecklich! Noch so jung, mitten in meinen Vergnügungen einen solchen Tod zu sterben! An die ernste Ewigkeit dachte ich freilich dabei nicht.

Erst am dritten Tage wurde ich vor den Kriegsrat geführt und — in der That — zum Tode verurteilt. Von Mitleid ergriffen rieten mir meine Richter, mich in einer Bittschrift an den König zu wenden und um Gnade zu flehen. Da habe ich erfahren müssen, welch' ein Trost für einen zum Tode Verurteilten in der schwachen Möglichkeit liegt, begnadigt werden zu können. Zwischen Furcht und Hoffnung erwartete ich die Antwort von Berlin. Endlich kam sie. Gott hatte das Herz des Königs gelenkt; das Todesurteil war in 20jährige Festungsstrafe ungeändert.

Zwanzig Jahre! — Entsetzlicher Gedanke! Und doch noch köstlich für einen zum Tode Verurteilten.

---

## II.

Am 1. April wurde ich nach der Festung Jülich abgeführt. Die Citadelle, worin die Strafkaserne liegt, stößt an die Stadt und ist sehr fest. Man durchschreitet ein großes Thor und erreicht eine Brücke, welche in einen 150 Fuß langen, stockfinstern, unter dem Walle herlaufenden Gang führt. Ist derselbe passiert, so tritt man auf einen großen Platz; rechts erhebt sich der Hauptwall so bedeutend, daß die mit der Mauer der Citadelle sich verbindende Kaserne für die Sträflinge, obschon 4 Stock hoch, nur mit der Dachspitze eine gleiche Höhe mißt. Dazu ist die ganze Citadelle unterminiert, so daß man in den vielen Gängen leicht irren kann. Aus Entfliehen ist da nicht

zu denken. Und hier sollte ich zwanzig Jahre bei schwerer Arbeit verharren!

Ich wurde auf ein Zimmer geführt, welches für 12 Personen eingerichtet war. Es war hier ein rechtes Jammerleben. Im Sommer mußten wir des Morgens um 4 Uhr fertig stehen und durften uns bei einem Stück trockenen Brotes den Schlaf aus den Augen reiben, so wir anders von den 6 Pfunden, die uns alle 3 Tage geliefert wurden, noch eine knappe Portion erübrigt hatten. Oft aber waren wir schon ohne Frühstück um 4<sup>3/4</sup> Uhr auf Parade, und wehe uns, wenn die Schuhe nicht glänzten und die fadenscheinige Uniform nicht schön und rein gebürstet war. Dann ging's an die Arbeit; wir mußten graben, Bäume umhauen, Lasten tragen, Karren schieben, — alles unter militärischer Aufsicht; — und so arbeiteten wir im Schweiße unseres Angesichts fort, bis die elfte Stunde uns wieder in die Citadelle zurückrief.

Bei Einkehr in die Kaserne gab's eine genaue Visitation, damit keiner Speise, Messer, Feilen oder andere verbotene Gegenstände mit hineinschleppe. Unser Mittagessen war immer so, daß wir zum Leben zu wenig hatten, aber zu viel zum Sterben; nur des Sonntags gab's für einen jeden von uns 3—4 Lot Fleisch. Außerdem bekamen wir täglich 1 Lot Kaffee und — 6 Pfennige Sold; für welche letztere wir uns Thran, Schuhnägel, Garn und dergleichen kaufen mußten, mithin nichts für Geware davon erübrigen konnten. Was war die Folge? Man übte sich, auf die schlaueste Art das siebente Gebot zu übertreten, war unerschöpflich im Ausfinden, wie und auf welche Weise man aus der Stadt her, seitens mitleidiger Bürger, den Mangel ersetzen könne.

War man im Besitz seiner Portion, so stürzte man sich ohne Gebet, nicht selten unter Schimpfen und Fluchen,

über die Speise her, wie ein heißhungriger Wolf über seine Beute. Doch kann ich nicht leugnen, daß meine frühere Erziehung, sowie das gute Beispiel meiner Eltern, die sich nie zu Tische setzten, ohne zu beten, oft bessere Gefühle in mir wach riefen, und daß ich, obschon Gottesfurcht nicht in mir war, nicht selten dem Drange meines Innern folgen und mich mit meiner Schüssel von dem lärmenden Haufen zurück ziehen mußte. Kurz nach 12 Uhr war wieder Parade, und wieder begann eine blutsaure Arbeit, bis wir um 6 Uhr zur Kaserne zurückkehren und Feierabend machen durften. An Essen und Trinken war jetzt nicht mehr zu denken, so wir uns vom Mittage her nichts zurückgesetzt hatten. Aber waren wir uns nun in unserem Zimmer allein überlassen, so begann auch das Schrecklichste in diesem schrecklichen Leben. Ein jeder gab sich, wie er war, lebte in Greuel und Schande und machte dem Borne Luft, der in seinem Herzen kochte. Nie habe ich solche Vermünschungen und Flüche gehört, wie in diesem Vorhof der Hölle.

Aber auch in den Herzen unserer Aufseher schien jeder Funke menschlichen Mitgeföhls ausgelöscht zu sein. Das Gesetz herrschte hier mit allen seinen Schrecken. Nirgends zeigte sich ein Schein oder Schatten von Barmherzigkeit. Wegen des geringsten Vergehens von unserer Seite wurden 25 Hiebe ausgeteilt, und zwar mit einem Stocke, der an einem Ende mit Eisendraht umwunden war. Die Schulter des Gezüchtigten schwoll jedesmal von geronnenem Blut und sah schrecklich aus; nicht selten hatte diese Strafe den Tod zur Folge, und ich habe manchem in seiner Todesstunde beigestanden und hören müssen, wie er im letzten Odemzuge noch Vermünschungen gegen seine Peiniger ausstieß.

Eben so furchtbar war die Lattenstrafe. Der unglück-

liche Sträfling wurde in ein viereckiges Loch eingeschlossen, dessen Fußboden überall mit scharfkantigen Gatten benagelt war; und hier mußte er barfuß und beinahe ganz nackt wenigstens 24 Stunden verharren. Man stelle sich diesen Zustand vor; nirgends zeigt sich ein Platz, wo der Unglückliche stehen, sitzen oder liegen kann. Verläßt er endlich diese Jammerhöhle, so ist sein Körper, wie von schwerer Krankheit heimgesucht, voller Beulen und Striemen.

Man wird mir's glauben, wenn ich versichere, daß ich mich hier höchst unglücklich fühlte. Die Freude, welche mir des Königs Begnadigung gewährt hatte, war dahin; ja ich fing sogar an, meinem Schöpfer in wahnsinniger Raserei dafür zu zürnen, daß Er mich nicht dem Tode übergeben hatte. Ach! welch ein Scheusal ist doch der Mensch in Satans Macht! Und wie groß, wie überschwenglich groß ist das Erbarmen Gottes! Hätte Er mir gegeben, was ich verdient, ich wäre längst aus jener Festung genommen und in das ewige Gefängnis geworfen worden, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Wehe mir! Gewiß, dann würde ich mich nach der mir so verhaßten Festung wie nach einem Paradiese zurückgesehnt haben! — Doch daran dachte ich nicht. Und — welch ein Rätsel ist der Mensch! — dennoch vermochte ich mich nicht selbst zu ermorden. In all meinem Hasse gegen das Leben lag doch an dem Boden meines Herzens noch etwas, das mich vor einem Selbstmorde zurückschreckte. Die Hoffnung, nach 20 Jahren wieder frei zu werden, hielt mich nicht ab; nein, es waren leise Klänge aus früherer Kindheit; längst verschollene Unterhaltungen über Tod und Ewigkeit, die einst im elterlichen Hause vernommen waren, und welche jetzt jeden Mordgedanken verscheuchten. Ich war ein lebendiges Exempel, daß der Samen



der Wahrheit, den gottesfürchtige Eltern in das Herz ihrer Kinder streuen, tiefere Wurzeln faßt, als man glaubt. Ich war in der That ein gottloser Mensch; d. h. ganz los von Gott; und dennoch hielt mich unbewußt ein geheimes Band an Ihn, das Er selbst in der frühesten Jugend durch die Eltern geknüpft hatte.

Aber ein anderer Gedanke ließ mir weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Ich gedachte zu entfliehen. Doch es gehörte Mut zur Ausführung. Mißglückte dieses Unternehmen, so wurde meine Strafzeit um das Doppelte verlängert. Es war also ein großes Wagstück; und ich blieb lange unschlüssig. Doch endlich stand der Entschluß fest.

Es war der 14. April 1836, des Nachmittags vor Ostern, als wir außerhalb der Citadelle mit dem Graben eines Walles beschäftigt waren. Es hatte eben 3 Uhr geschlagen. „Darf ich jenes Werkzeug holen, das drüben am Ende des Gartens liegt?“ — fragte ich den zunächst stehenden Aufseher. Dieser, nichts Schlimmes ahnend, gestattete es. Dort angekommen, sprang ich hurtig in den Graben, und so, hinter dem Walle verborgen, war ich im nächsten Augenblick auf der Flucht, lief ohne mich umzusehen, bis ich nach einer halben Stunde den Gelbbach erreichte, unter dessen hohlem, mit Gesträuch bedecktem Ufer ich mich verbarg. Aber schon nach 10 Minuten hörte ich Fußtritte, dann wechselnde Stimmen. Es waren meine Verfolger.

„Hier muß er sich versteckt haben; du untersuchst diese Seite, ich jene,“ — schrie der eine.

„Ei, was ist an dem Kerl gelegen, laß ihn laufen,“ — fiel der andere ein. — Man besprach sich noch einige Zeit, dann aber verließ man den Platz und — ich war frei.

III.

Die Angst trieb kalte Schweißtropfen auf meine Stirne. Doch hielt ich mich still, bis es ganz dunkel geworden war. Dann verließ ich, starr vor Kälte, mein mit Morast gefülltes Versteck und lief eine Stunde lang westwärts, bis ich das Dorf Flörberg erreichte. Hier nahen sich mir zwei Männer. Sollte ich sie ansprechen? Gesah es nicht, so lief ich am Ende immer tiefer ins Preussische, also wieder in die Falle hinein. Und wagte ich es, sie anzusprechen, so konnten sie leicht meine Verräter werden. Ich schwankte lange; doch endlich überwand ich jede Furcht und fragte, auf welche Weise ich am schnellsten die belgische Grenze erreichen könne. Die beiden Bauern standen und maßen mich, so weit es das Dunkel zuließ, vom Wirbel bis zur Sohle. Meine Gefängnisfleider verrieten mich alsbald.

„Du bist gewiß aus der Citadelle geflüchtet,“ — sagten sie.

„Ja, ach ja, verratet mich nicht,“ — bat ich flehentlich.

Sie wechselten flüsternd einige Worte mit einander und forderten mich dann auf, ihnen zu folgen.

„Ach, ich bitte Euch um Gotteswillen, verratet mich Unglücklichen nicht,“ — wiederholte ich, von Mißtrauen gefoltert.

„Nein, nein! Habe keine Furcht, wir meinen es gut mit dir und werden dich, auf unser Ehrenwort, über die Grenze bringen,“ — war die Antwort.

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, gewann mein ganzes Vertrauen, und alsbald folgte ich den beiden Männern in die Wohnung, wo mir eine Schlafstätte angewiesen wurde. Aber kein Schlummer füllte mein Auge. Schon um zwei Uhr des folgenden

Morgens schritt ich in Begleitung des jüngsten Sohnes der Grenze zu, und konnte schon bei Anbruch des Tages das belgische Dorf Brockerhausen sehen.

„Hier,“ — sagte mein Führer, — „muß ich Euch verlassen. Jener Fluß drüben, bildet die Grenze zwischen Belgien und Preußen. Gott geleite Euch!“

Mit diesen Worten drückte er mir ein Fünfgroschenstück in die Hand und hing mir einen Sack voll Butterbrote und Speck auf die Schulter. Ich wollte ihm die Hand drücken und danken; aber schon war er fort. Mit dankbarem Blicke verfolgte ich ihn; denn in mir vernahm ich eine Stimme, die zu mir sagte: „So viel Liebe hast du nicht verdient.“ — Den Brotbeutel auf der Schulter, die fünf Groschen in der Tasche, eilte ich jetzt dem Dorfe zu. Kein Mensch begegnete mir. — Außer dem Geschrei belgischer Hähne, die den neuen Tag begrüßten, drang kein Ton in meine Ohren. Im Dorfe angelangt, schritt ich der Kirche zu, denn ich entsann mich eben, daß der Oftermorgen angebrochen sei, und daß mithin der Küster bald kommen müsse, das Fest einzuläuten. Ich trat auf den Friedhof und setzte mich auf einen Grabstein nieder. Die süßesten Gedanken durchwogten meine Brust. Nicht etwa, als hätte ich die Bedeutung gefühlt, am Oftermorgen auf einem Grabsteine zu sitzen. Ach nein, daran dachte ich nicht; ich kannte die wahre Auferstehung nicht; ich kannte nur die Auferstehung aus dem Gefängnisgrabe zu Jülich. Ich schwelgte im Genusse der Freiheit und sog mit vollen Zügen die frische Morgenluft ein. — Nie, nie hatte die Sonne so freundlich gestrahlt, wie in diesem Augenblicke.

„Freiheit! Freiheit! königlicher Schatz!“ — jubelte ich. — „Kein König ist auf seinem Throne so glücklich, wie ich auf diesem Grabstein.“ — Mein Entzücken war

unbeschreiblich; doch schneller noch war der Kausch verfliegen und der Zauber eitler Täuschung vorüber. —

„Aber wohin nun?“ — dachte ich. — „Was willst du anfangen? Du hast kein Geld, keine Arbeit, keine Freunde! Betteln? Ach, das ist noch schlimmer als der Tod. Und doch bleibt dir am Ende nichts anderes übrig.“

Meine Brust wurde bei solchen Gedanken wieder wie zusammengeschnürt. Meine Freiheit hatte nichts Beneidenswertes; das fühlte ich. „Du bist frei,“ — hieß es in mir, — „um zu betteln, um zu sterben.“

Zum ersten Male nach langer Zeit feuchteten heiße Thränen mein Auge; mein Herz wurde ungewöhnlich weich; ich gedachte der selig entschlafenen Eltern; jedes Wort ernstster Ermahnung fiel brennend in meine Seele zurück. „Ja“, — rief ich seufzend, — „wäret ihr noch am Leben, so könnte ich hier mitten zwischen den Gräbern fingen und springen. Jetzt bin ich bei aller Freiheit ein Gefetteter.“

So beweinte ich die Eltern, die tot waren; aber ich dachte nicht an Den, der in Ewigkeit lebt. In diesem Augenblicke wurde ich durch nahende Fußtritte gestört. Es war der Küster, der die Kirche aufschloß, um zu läuten. Ich erhob mich, grüßte ihn freundlich, erfaßte eines der Glockenseile und half ihm an seiner Morgenarbeit. Inzwischen teilte ich ihm meine trostlosen Verhältnisse mit und erbat mir guten Rat. Voll Mitleiden nahm er mich mit in sein Haus, reichte mir eine Tasse Kaffee und riet mir, nach dem Bürgermeister zu gehen und denselben um einen Legitimationschein zu bitten; denn im Nichtbesitz eines solchen Scheines würde ich Gefahr laufen, erster Tage aufgegriffen zu werden. Ich befolgte diesen Rat.

„Was gedenkst du anzufangen?“ — fragte mich der Bürgermeister, nachdem ich ihm meine Geschichte mitgeteilt hatte.

„Alles, was Gott will,“ — entgegnete ich; — „wenn ich nur so viel verdiene, um eben mein Leben fristen zu können.“

„Das wird dir in unserer Gegend schwer fallen,“ — entgegnete er, — „wir werden von preussischen Flüchtlingen überströmt und die stehen hier eben in keinem großen Ansehen. Ich möchte dir raten, nach Brüssel zu reisen, und dort bei der Fremdenlegion in Dienst zu treten, um als französischer Soldat den Krieg in Spanien mitzumachen. In diesem Falle gebe ich dir einen Legitimationschein, mit welchem du dich beim inländischen Ministerium melden kannst.“

Obchon ich damals so wenig die Fremdenlegion als den spanischen Krieg kannte, so merkte ich doch bald, daß mir nichts anderes übrig blieb, als dem Räte Folge zu geben. Ich willigte also ein und war nach einiger Zeit schon auf dem Wege nach Brüssel. Hier angelangt, ließ ich mich bei dem Minister anmelden und hatte nicht die geringste Schwierigkeit, meinen Zweck zu erreichen. Bald war ich als französischer Soldat eingekleidet und hatte die Freude, bei der Fremdenlegion recht viele Landsleute anzutreffen, die ebenfalls Flüchtlinge waren.

Jedoch bevor mich meine jungen Leser auf meinem Marsche nach Spanien begleiten können, wird es not thun, ihnen in flüchtigen Umrissen die Lage der damaligen Verhältnisse jenes Landes vor das Auge zu malen.

In jener Zeit wütete ein blutiger Bürgerkrieg in Spanien. Es war nämlich im Jahre 1833 der König Ferdinand VII. gestorben, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Da aber das Reich nach einem alten

Landesgesetze nur in männlicher Linie erblich war, so mußte von Rechtswegen die Thronfolge auf des Königs Bruder, Don Carlos geheißten, fallen. Dennoch hatte Maria Christine, die Gemahlin Ferdinands, diesen vor seinem Sterben zu bereden gewußt, im Testament die älteste Tochter Isabella als Erbin des Reiches, und wegen deren Minderjährigkeit sie, die Königin, als Mitregentin zu ernennen. Wären nun keine männlichen Blutsverwandten lebend gewesen, so würde dieses Testament ohne Schwierigkeit vollzogen worden sein; aber Don Carlos ließ nicht mit sich spaßen, er behauptete sein Recht und die spanische Nation hatte nun zwischen jenem alten Landesgesetze und dem Testament des Königs zu wählen. Daß Don Carlos der rechtmäßige Thronerbe war, wußte ein jeder, und man hätte glauben sollen, das ganze Volk wäre für sein gutes Recht in die Schranken getreten. Aber nein; kaum hatte der König sein Leben ausgehaucht, als auch schon die Kammern (Cortes) zusammentraten, das Testament eröffneten und ohne Verzug die junge Isabella als Königin, wie ihre Mutter Maria Christine als Mitregentin ausriefen.

Da protestierte Don Carlos gegen die Kränkung des spanischen Rechts. Aber was half's? Die Herren in der Kammer hatten das Urteil zu sprechen und waren gar partiisch. Er merkte daher, daß nur das Schwert den Knoten zu durchhauen imstande sei, und eilte in die nördlichen Provinzen, wo er, oder vielmehr seine gerechte Sache, großen Anhang fand. Bald war eine nicht unbedeutende Armee auf den Beinen. Tage voller Entsetzen nahmen nun ihren Anfang. In schnellen Märschen gings auf Madrid zu, und nicht viel fehlte daran, so war die Stadt in den Händen der Angreifer. — Dennoch sollte Don Carlos den spanischen Thron nicht besteigen; selbst

Frankreich und England schufen Hilfscorps, die sie der Maria Christine unter dem Namen einer Fremdenlegion zusandten, und eben dieses war Korn auf die Mühle für zahllose Deserteure, Bagabunden, Landläufer und mancherlei Gesindel, welches auf diesem Wege fremde Länder zu sehen, auf Raub auszuziehen und Bauch und Tasche zu füllen Gelegenheit hatte. Es war ein Gericht für Spanien! Alle, die in Deutschland, Polen, Belgien und Holland vor dem Gesetze weichen mußten, liefen hinzu, ließen sich bei der Fremdenlegion unter einem anderen Namen einschreiben und waren so vor jeder Nachforschung gesichert. Dieser zügellose Haufen wurde aber vollends zu einer Räuberbande, da, sobald die spanische Grenze überschritten war, ein jeder größtenteils selbst für sich sorgen mußte. Was niet- und nagellos war, wurde gestohlen; die Borgesetzten, nicht viel besser, ließen den Zügel so lang, wie möglich, schießen. — Don Carlos erlitt manche Schlappe, und da vollends dem Fremden kein Pardon gegeben wurde, so führte stets die unmenschlichste Leidenschaft das Rache-  
schwert.

In diese französische Fremdenlegion wurde auch ich eingereiht. Wie gesagt, ich fand viele Landsleute, und das gab mir Mut. Ein jeder wußte schon von dem herrlichen Lande der Spanier zu erzählen. Es sei, hieß es, der schönste Teil der Welt, köstlicher Wildbraten sei die Alltagsspeise, der geschmackvollste Wein fließe in Strömen den Berg hinunter, Apfelsinen und andere Südfrüchte hingen zu jedermanns beliebigem Genuß an den Bäumen der Landstraßen; genug, der Mund wässerte schon zum voraus bei dem Gedanken an alle die Genüsse. Ich glaubte das alles, und wie ich früher dem Herrn im Himmel den Rücken gewendet hatte, so hatte ich Ihn jetzt nach meiner Meinung gar nicht nötig. Spanien war

mein Himmel, nach dem ich fragte: — ein Himmel ohne Gott, der aber für mich eine Hölle werden sollte. So wollte es die göttliche Gnade; hätte ich sie begriffen, viele Leiden wären mir erspart worden.

---

#### IV.

Vor unserm Abmarsch nach Spanien lagen wir in Nancy in Garnison. Endlich kam der Tag der Abreise. Ich hatte mich herzlich darnach gesehnt. Erst in 42 Tagen erreichten wir am Fuße der Pyrenäen die Grenze zwischen Spanien und Frankreich. Nachdem wir hier 3 Wochen in den Waffen geübt waren, zogen wir über die pyrenäischen Gebirge nach Pampelona, der Hauptstadt von Navarra, in deren Nähe wir schon ins Feuer kamen. Ich roch hier das erste Pulver, und die Kugeln, die an mir dicht vorbei pffiffen, belehrten mich alsbald, daß hier in Spanien auch noch etwas anderes zu bekommen sei, als Wildbraten und Apfelsinen. Mich überfiel eine große Angst; noch einmal rauschten die Gebete meiner Eltern an meiner Seele vorüber; ich gedachte der Ewigkeit; — aber kaum war die Gefahr vorüber, so liebte ich auch schon mein altes Sündenleben wieder, und im zweiten Feuer bei Ponte la Reine war ich schon ein Held, der Tod und Teufel trotzte, wozu der spanische Wein sein gutes Teil mitwirkte. Wir schienen indes hauptsächlich dafür bestimmt zu sein, den Anhängern von Don Carlos (Karlisten), wo es möglich war, durch Rauben und Morden in den Weg zu treten.

In Ansehung der Herrlichkeit des Landes hatten wir uns nicht betrogen. Vornehmlich hat die Provinz Navarra, wo wir uns den größten Teil der Zeit hindurch aufhielten,



ein schönes, fruchtbares Erdreich. Die schönsten Blumen, von keiner Menschenhand gepflanzt, zieren hier überall den erfpriesslichen Boden und würzen die Luft; dunkle Waldungen, mit schweren Tannen und Buchen besetzt, durchschneiden im Zickzack das üppige Grün der kräuter- und blumenreichen Matten; — mit einem Wort: Gott der Herr hat dieses Land zu einem Paradiese geschaffen, in welchem eine äußere Verarmung eine Unmöglichkeit zu sein scheint. Die feinsten Gemüse wachsen hier wild; die herrlichsten Gewürze haben hier ihre Heimat und der Wein ist so billig, daß er sogar von den Aermsten getrunken werden kann. Daß die Soldaten es hier recht wüßt trieben, läßt sich leicht begreifen; wir führten stets in Fässern schwere Weine mit uns und befanden uns den ganzen Tag im Zustande des Rausches; selbst das Mittagessen wurde mit Wein zubereitet und der Reis, den wir täglich aßen, schwamm im Traubensaft. Man sollte denken, Gott müßte jenes Volk durch Seine Wohlthaten gewinnen, Seine Güte würde die Herzen zur Buße leiten; aber in Spanien zeigt es sich, wie wenig der Segen der Natur genügt, das menschliche Herz zu ändern, wenn nicht das Wort Gottes wie ein zweischneidiges Schwert eindringt.

Die Wohnungen der Landleute sind hier den unsrigen in manchen Stücken ähnlich; die Kleiderpracht aber überschreitet alle Grenzen. Die ärmste Frau würde sich schämen, wenn sie andere, als seidene Tücher und Mützen trüge; selbst bei Bettlern findet man oft Hemd, Weste &c. von solcher Güte, daß, sie zu tragen, in Deutschland kein reicher Mann Anstand nehmen würde. Eine besondere Liebhaberei bei den Landleuten ist es, daß sie silberne Geldstücke als Knöpfe an ihren Kleidern tragen, und würden sie es sich zur größten Schande rechnen, sie aus Not abzuschneiden und Brot dafür kaufen zu müssen.

Freilich kommt auch solche Not selten an den Mann; denn die ergiebig spendende Natur füllt einem jeden den Mund, der sich nur Mühe macht, zuzugreifen.

Aber, wie gesagt, durch die Freigebigkeit der Natur wird dennoch selten jemand gereizt, sich zu Gott zu wenden. Den Dank für solche Güte verschwendet man hier in Spanien vielmehr an die Priester und Heiligenbilder. Mit wahrem Erstaunen muß man es ansehen, wie abergläubisch, ja abgöttisch das Volk ist. An jedem Hause war ein Weihtopf angebracht; wer aus- und einging, machte ein Kreuz; wehe uns, hätten wir es nicht mitgemacht, wir würden unser Leben eingebüßt haben. Die Priester werden hier wirklich angebetet. Wenn einer von ihnen über die Straße schreitet, so stürzt man über ihn her, um den Saum seines Kleides zu küssen, während er selbst die Hände erhebt und, Latein hermurmelnd, den Segen spricht. Tritt er vollends in ein Haus, so fallen Kinder und Dienstboten über seine im Vorhause stehenden Ueberschuhe her, um ebenfalls dieselben zu küssen. Nie, — welche Zeit es am Tage auch sein mochte, — kamen wir an irgend einer Kirche vorüber, oder wir sahen auf der Straße vor derselben stets eine Schar von Menschen knieend liegen, so daß man glauben sollte, die Spanier seien das religiöseste Volk von der Welt. Aber nein; denn es gehört zu den gewöhnlichsten Tagsgeschichten, daß jemand in der Kirche ermordet wird. Rachsucht, Verrat und Mordlust spielen hier ihre furchtbaren Rollen. Selbst Frauen tragen Dolche bei sich, die sie bei dem geringsten Anlaß ziehen und drohend in die Höhe halten. Vom häuslichen Leben weiß man hier wenig oder nichts. Den ganzen Tag hindurch sieht man Weiber außer dem Hause und oft in ganzen Haufen im Schatten der Bäume am Wege liegen, während die Männer zur Zeit des Krieges sich im Schießen und

Fechten übten und entweder für Don Carlos oder für Maria Christine Partei nahmen.

Sie können sich gut denken, daß wir dort trotz der herrlichen Verpflegung mitten unter einem solch verrätherischen Volke eben nicht auf Rosen gebettet waren. Habe ichs doch zu mehreren Malen selbst sehen müssen, daß sich ein Spanier einem der Unseren freundlich näherte, ihn auf die Seite zog und ihm dann mitten in der Rede, wo keine Seele daran denken konnte, einen Dolch ins Herz stieß und fortrannte; und ich selbst bin mehrere Male in Gefahr gewesen, in solcher Weise ein Schlachtopfer zu werden.

So lag ich 4 Monate lang mit 6 Kameraden in einem Hause in Quartier, das, da hier schon mancher Kamerad sein Leben eingebüßt hatte, in keinem guten Rufe stand. Die Hausleute, eine Mutter mit 3 Töchtern, kamen uns mit einer ungewöhnlichen Freundlichkeit entgegen, wie wir sie nie in Spanien angetroffen hatten, trieben uns an, zu trinken, so daß ich, Verdacht schöpfend, meinen Kameraden riet, nie aus einer Flasche zu trinken, aus welcher nicht zuvor die Weiber getrunken hätten, und vor allem nüchtern zu bleiben. Eines Tages besuchten einige von uns ein benachbartes Dorf. Bei unserer Rückkunft des Abends bemerkten wir, wie sich mehrere Männer unten im Hause vor uns verbargen. Wir ließen uns nichts merken; teilten es aber unserem Korporal mit, sobald wir unser Zimmer erreichten.

„Weißt du wie viele ihrer sind?“ — fragte mich dieser.

„Nein, ich habe sie nur mit einem Blick gesehen,“ — entgegnete ich, — „es können ebensogut zwanzig, als nur drei sein.“

„Zwanzig?“ — riefen ängstlich mehrere Stimmen.

— „Dann sind wir verloren. Was sollen wir thun?“

„Wir müssen mit dem Säbel in der Faust drauf los,“ — war mein Rat. — „Es geht auf Leben und Tod; denn wenn wir die Nacht abwarten, so sind wir ohne Zweifel verloren.“

Ein jeder fühlte die Wahrheit des Gesagten. Mit geladenem Gewehr und gezogenem Säbel schritten wir unten ins Haus.

„Frau!“ — brüllte der Korporal, — „Du hast Männer im Haus. Wo sind sie?“

Die Frau schwur bei Gott und allen Heiligen, daß kein Mannsbild in ihrem Hause sei und ließ flugs eine Flasche Wein herbeischaffen, um unseren Argwohn zu vertilgen. Doch ließen wir uns nicht irre machen, durchsuchten alle Winkel und Ecken; und erst nach langer, fruchtloser Haussuchung fiel uns ein, als wir schon auf unser Zimmer zurückkehren wollten, den großen, bereits durchsuchten Weinwandkasten von der Wand zu schieben. Kaum war dies geschehen, so entdeckten wir eine Thür in der Wand und hinter derselben einen Kasten, aus welchem drei Männer, mit Dolchen bewaffnet, zum Vorschein kamen. Alsbald wurden sie ergriffen und gefnebelt. Unsere Absicht war, ihnen sofort eine Kugel durchs Gehirn zu jagen. Doch nun erhoben die drei Töchter ein Zetergeschrei, versicherten, die Gefangenen seien ihre Brüder und, wie wir, getreue Anhänger der Königin; nur um der Mordlust zweier Karlisten zu entgehen, hätten sie sich versteckt. Wir ließen die armen Kerle los, nachdem sie uns versprochen, nie wieder kommen zu wollen.

Indes verdoppelten wir unsere Wachsamkeit. Des Nachts verriegelten wir die Thür mit Ketten und Balken, und während einer unter uns Wache hielt, ruhten wir anderen, das geladene Gewehr im Arm und die Hand am

Griffe des Säbels, auf der Matratze, stets bereit, unser Leben um teuren Preis zu verkaufen. Endlich jedoch wurden wir versezt und andere 6 Kameraden nahmen unsere Stelle ein. Diese belachten uns wegen unserer Vorsicht, und warfen Ketten und Balken zum Fenster hinaus. — Aber schon am folgenden Morgen lagen drei von ihnen ermordet im Bette.

Man kann leicht denken, daß wir unter solchen Umständen mit der Einwohnerschaft nicht im besten Einverständnis leben konnten. Wir wurden wie Kinder der Hölle gehäßt und gefürchtet; wohin wir rückten, floh alles aus; der Bürgermeister wurde gepreßt, Proviant zu schaffen, und war er nicht schnell genug, so fingen wir an, den ganzen Flecken rein auszuplündern. Selbstredend waren nun auch die Einwohner auf Rache und Wiedervergeltung bedacht; bald wurde hier, bald dort auf die kaltblütigste Weise gemordet, und so schwebten wir immer zwischen Leben und Tod.

Doch das eigentliche Leiden begann erst nach dem Treffen bei Ponte la Reine. Der Winter war angebrochen und zeigte auf den hohen pyrenäischen Gebirgen, wo wir lagerten, eine strenge Kälte. Dennoch mußten wir die ganze Zeit hindurch bivakieren; im Schnee spreiteten wir unsere Strohsäcke aus; unsere Uniform war verschliffen und zerrissen und bot keinen Schutz gegen die Kälte, und so mußten wir oft, von Hunger und Durst gequält, das harte, von Ungeziefer wimmelnde Lager suchen. Der spanische Himmel war für uns mit einem Male zur Hölle geworden. In einem fremden Lande, ohne Familie und Freundschaft, vom ganzen Volke gehäßt, und stets in Gefahr, auf verräterische Weise ermordet zu werden, stieg unser Elend von Tag zu Tage. Wir waren uns selbst überlassen und mußten uns, mit dem Säbel in der Faust,

Speise und Trank zu verschaffen suchen. Wir waren kurzweg eine Räuberbande. Jedes religiöse Gefühl war in aller Herzen erstickt; einen Feldprediger hatten wir nicht; ob Sonn- oder Werktag war, davon wußten wir nichts. Jeden Tag mußten wir eine Anzahl Kameraden im tiefen Schnee zurücklassen, deren Füße so sehr erfroren war, daß man an ein Transportieren ins Lazarett nicht denken durfte. In der kläglichsten Weise baten uns dann diese Unglücklichen, ihnen doch aus Erkräften eine Kugel durch den Kopf zu jagen, oder sie auf andere Art aus dem Wege zu schaffen. Doch fehlte uns dazu der Mut, und so waren wir gezwungen, sie einem langsameren Tode preiszugeben.

Dennoch habe ich diese Unglücklichen oft beneidet; das Sterben war mir lieber denn solch ein Leben; und in der That, endlich sollte auch die Reihe an mich kommen. Auch meine Füße erstarrten. Doch waren wir zum Glück noch nahe genug bei Saragossa, um mich ins dortige Lazarett transportieren lassen zu können. Hier blieb ich bis zum Februar 1838. Ich glaubte Hungers sterben zu müssen; denn kaum wurde uns so viel verabreicht, um das Leben zu fristen. Endlich genasen meine Füße; und kaum war ich wieder eingetreten, als der Ruf: „Frieden! Frieden!“ durch die Reihen brauste.

Nach einigen Tagen wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und, wahrlich, ich hatte den Dienst herzlich satt. Jubelnd eilte ich nach Pampelona und von da nach Pau in Frankreich, wo wir unsern Abschied, aber — kein Reisegeld erhielten. Ich war also frei; — aber frei zum Betteln. Wohin nun? Der Bürgermeister, der unseren Abschied ausfertigte, riet uns, wieder Dienste zu nehmen. Frankreich war nämlich mit dem Dey von Algier in Afrika in einen Krieg verwickelt und warb wieder eine Fremden-

legion. Doch mochte ich nichts mehr vom Kriegsdienst hören und erhielt nebst noch vier Kameraden einen Paß bis nach Straßburg. Bettelud schlugen wir uns durch, von einem Ende Frankreichs bis zum andern, und kamen endlich im April, ohne Schuhe an den Füßen und mit zerrissenen Kleidern, als echte Vagabunden in Straßburg an.

So war ich denn nach unbeschreiblichem Leiden wieder an der deutschen Grenze. Mit unwiderstehlicher Sehnsucht zog es mich in mein Vaterland. Und doch durfte ich es nicht wagen. Wirkehrten in einer Bettlerherberge ein. Da jedoch der Wirt merkte, daß unser ganzer Reichtum schier auf die Reige gegangen war und wir dennoch nicht betteln wollten, sagte er kurzweg:

„Für nichts gebe ich nichts. Wollt ihr nicht hier oder dort etwas erwischen, und mir als gangbare Münze ins Haus bringen, so packt euch durchs Loch, das der Zimmermann gelassen hat. Aber sagt mir doch, ihr jungen Kerle, warum nehmt ihr nicht Dienst bei der Fremdenlegion? Da gibts doch wenigstens Geld, und euer Glend ist fürs Erste gehoben.“

Wißmutig stützte ich den Kopf. Was sollte ich thun? Der Hunger quälte gewaltig.

„Frisch!“ — fuhr der Wirt fort, indem er mich anstieß. — „So du mir heute nicht wenigstens einen halben Franken herschaffst, setze ich dich mit leerem Magen auf die Straße und damit basta!“

Traurig schlich ich aus dem Hause, kehrte aber nach einer halben Stunde, und zwar mit Geld, zurück; denn ich hatte Dienst genommen gegen den Dey zu Algier. Wohl bereute ich jetzt meine Uebereilung; aber zu spät. Erst nachher habe ich erkannt, daß der treue Gott es zuließ, um mein hartes Herz zu brechen. Das Glend in Spanien hatte

nichts gefruchtet; darum gab Er mich hin in eine noch ernstere Schule des Leidens, um mich endlich zu beugen und zu segnen. O, wie überschwenglich groß ist doch die Langmut Gottes, um eine Seele vom ewigen Verderben zu erretten.

Den 3. Mai war ich schon wieder in Nancy, wo die Fremdenlegion ihren Sammlungsplatz hatte. Von hier marschierten wir nach Toulon, wurden eingeschifft, und kamen nach fünf mal 24 Stunden in dem Hafen von Algier an.

Ich war froh, als die Seereise, auf die ich mich erst so sehr gefreut hatte, zurückgelegt war. Die Greuel, die an Bord geschahen, waren mir ein Abscheu und ein Ekel. Manchmal beschlich mich gar ein Gefühl wie Heimweh oder Reue, aber ich ging gegen dasselbe mit aller Macht an und ich freute mich auf die neue Welt, die nun vor mir lag.

Der Eindruck, den die Stadt auf mich machte, war unbeschreiblich. Man denke sich eine Menge weißer Häuser, zwischen Gärten, dunkeln Feigen- und Orangenbäumen, auf der Höhe eines Berges gelegen, über welche sie sich dergestalt in schöner Richtung ausbreiten, daß man vom Meere aus die ganze Stadt übersehen kann. Oben erhebt sich stolz die Burg des Dey, Carba Cabaco genannt, welche jetzt in eine Citadelle verwandelt ist. Im Hintergrunde der Stadt erheben sich die blauen Spizen des hohen Atlas-Gebirges. — Ich war ganz entzückt und vergaß, daß ich ein elender Flüchtling sei. Bald konnte ich andere Erfahrungen machen, denn Vorbeeren sollte ich in Algier nicht ernten.

---



V.

Ich wurde in der Garba bis auf weitere Ordre untergebracht, aber schon am dritten Tage mit 500 Mann ausgewählt, um zwischen der Stadt und dem Atlas-Gebirge, wo eine Art Festung gebaut wurde, Dienst zu thun. Da diese Festung mitten in der Wüste lag, so mußten zu ihrem Baue alle Materialien aus Algier hergeschafft werden. Einen solchen Transport auszuführen zu können, mußten 500 Mann als Bedeckung jedesmal die Reise mitmachen; denn die Kabylen boten alles auf, das Unternehmen zu hintertreiben. Also auch mich traf das traurige Loos, durch die Wüste pilgern zu müssen, obwohl ich so schwach war, daß ich mich kaum bewegen konnte; denn schon am zweiten Tage bekam ich die rote Ruhr, die gewöhnliche Krankheit der vielen Ankömmlinge, woran durchschnittlich die Hälfte stirbt. O wie oft habe ich später gewünscht, unter den Sterbenden zu liegen; aber Gott hatte in Seiner Treue einen anderen Ratschluß über mich gefaßt. In 8 Tagen mußte ich, kaum hergestellt, die höchst beschwerlichen Märsche wieder antreten. Das Elend war unbeschreiblich. In Europa nennt man es schon einen sehr heißen Tag, wenn der Thermometer im Schatten 30 °/o R. zeigt; aber hier stand derselbe zwischen 38—42 Grad. In dieser gewaltigen Hitze mußten wir des Morgens aus Algier, mit schwerem Gepäck beladen, marschieren, kamen um Mittag an die Plaine Piemontrel, die äußerste Spitze des französischen Bodens und dann gings durch das arabische Gebiet bis zu den Atlasbergen. Das war ein Todesweg; denn wir hatten nichts anderes zu thun, als zu laden und zu schießen, um uns die arabische Kavallerie vom Leibe zu halten, und so setzten wir, triefend von Schweiß, schmachtend vor Durst, unter tausend Knechten

unseren Weg fort. Nicht selten fiel der eine oder der andere in den Sand, entweder von Müdigkeit übermannt, oder von einer arabischen Kugel getroffen; keiner konnte sich weiter um ihn bekümmern. Wir hatten keinen Augenblick Ruhe. Erst abends um 8 Uhr erreichten wir unseren Bestimmungsort, und hatten nun 2—3 Stunden Ruhe, um unsere Suppe zu kochen. Doch geschah es häufig, daß keiner von uns noch Kraft hatte, Feuer anzuzünden und den Kessel aufsetzen zu können, sondern daß wir vor Müdigkeit mit Sack und Pack auf die Erde fielen und einschliefen.

Schon um 12 Uhr wurden wir dann wieder geweckt; nun gings zurück nach Algier, wo wir mittags um 2 Uhr anlangten und uns bis folgenden Morgen ausruhen durften, um dann den grausamen, bitteren Todesweg fortzusetzen. Das habe ich 7 Monate lang ausgehalten; aber die Feder vermag es nicht zu schildern, wie ich leiden mußte. Beständig im Feuer; über Stock und Stein, über Felsen und Klippen, mit engzusammengeschnürter Brust und blutenden Füßen, des Tages in fast unerträglicher Hitze und des Nachts in eiskaltem Tau und dabei nichts zur Erquickung als eine Flasche mit Wasser und Wein. So erging es dem Soldaten der französischen Fremdenlegion in Afrika. Und kommt er endlich nach Algier in die Kaserne zurück, so muß er das Ungeziefer mit den Händen von seinem Strohsacke abstreifen, ehe er seine müden Glieder darauf ausstrecken kann. Außerdem ist hier noch ein Insekt, dessen Stachel mir oft den Schlaf geraubt hat. Ach oft, — oft habe ich Gott gebeten, meinem Jammerleben durch eine Kugel ein Ende machen zu lassen! Oft habe ich mir selbst den Lauf meines geladenen Gewehres in den Mund gethan; aber zum Losdrücken fehlte mir der Mut. Denn eine geheime Furcht vor der Ewigkeit wollte nicht aus meinem Herzen weichen. —

Von 50 Soldaten, die gleich mir jene Reise zu machen hatten, starben binnen 6 Monaten durchschnittlich 45 in tiefem Elende. Mein starkgebauter Körper trozte lange den Anfällen; aber endlich waren auch meine Kräfte erschöpft. Ich wurde krank, gerade als ich die schreckliche Reise hinter mir hatte, und konnte also ins Lazarett geschafft werden. Hier, am Rande des Todes liegend, kam ich endlich zu einem ernstlichen Nachdenken über meinen schrecklichen Zustand; nie hatte ich meine eigene Schuld so sehr gefühlt, als in diesem Augenblicke. Mein ganzes Leben lag wie ein offenes Buch vor mir, darinnen alle meine Schandthaten verzeichnet standen; und nicht weit davon standen die trauernden Eltern, als wollten sie sagen: „Du hast dein Elend, ja den Tod und die ewige Verdammnis verdient; darum suche Gott, bevor es zu spät ist!“ O hätte ich doch geachtet auf diesen Gnadenruf des Geistes Gottes; aber Satanas flüsterte dazwischen: „Ei! wie mancher, der um kein Haar besser ist, genießt in Ruhe und Ueberfluß das Leben! Wie mancher Räuber und Mörder ist selbst in Sammet und Seide gekleidet, obgleich er zehnmal eher, als ich, die Kugel verdient hätte, während ich elendes Geschöpf auf hartem Strohlager mein armes Leben unter Thränen und Seufzen aushauchen muß.“

Auf solche Art erstickte der Böse den Ruf göttlicher Gnade. Ich wollte nicht einsehen, daß ich vor Gott ein verdammungswürdiger Sünder, und daß alle meine Gerechtigkeit vor Ihm nur Unflath sei. Stets stellte ich mit denen, die nach meiner Meinung noch schlechter waren, einen Vergleich an. Daß der Herr Jesus, obschon man Ihn keiner Sünde zeihen konnte, noch größere Leiden, und zwar um meinetwillen erduldet habe, daran mochte ich nicht denken. Ich stand, mit einem Wort, neben dem Pharisäer im Tempel und erkannte nicht, daß Gottes

Hand aus Liebe auf mir lag, um mich in den Staub zu beugen und zum gnadesuchenden Zöllner zu machen. Vielmehr murrte ich laut wider Gott, daß Er mich so leiden und doch nicht sterben lasse. Aber dennoch handelte Er nicht mit mir nach meinen Sünden, sondern erleichterte sogar mein Elend.

Nach 28 Tagen genas ich wieder und kam in die Carba. Kurz darauf wurde ich zum Voltigeur erhoben, und auf solche Weise von dem Nordwege nach dem Atlasberge befreit und nach Bougie, einer Festung auf der Westküste von Algier versetzt, wohin ich eine Seereise von 2 Tagen und 3 Nächten machte. Etwa 4 Monate nachher, im Mai 1839, sandte man mich nebst einer Anzahl Soldaten nach Chichilli, wo ich es erst recht erkennen mußte, mit welcher List und Verschlagenheit die Araber Krieg zu führen wissen.

Um diese Zeit war nämlich der Prinz von Orleans, der nachher in Paris ums Leben kam, in Afrika angelangt, um den Krieg mitzumachen. Er lag mit seiner Armee bei Chichilli und wurde von den Arabern umringt und blockiert. Ihn aus dieser Lage zu befreien, mußten wir vorrücken. Das war keine leichte Sache. Die Araber fochten auf Leben und Tod und gaben keinen Pardon. Im Nu sprengten sie stets unerwartet heran, schossen ihr langes Gewehr mit solcher Geschicklichkeit ab, daß jeder Schuß seinen Mann traf, wandten dann blitzschnell ihre Pferde und flogen davon, ehe wir abfeuern konnten.

Auch ich wurde hier zum ersten Male in meinem Leben getroffen; eine Kugel flog mir durch den linken Schenkel. Da ich jedoch noch gehen konnte, verband ich meine Wunde mit einem Taschentuche und hinkte mit dem rechten Fuße aus der Schußweite. Kurz nachher wurde ich nebst einem blessierten Italiener auf die Tragsessel ge-

hoben, die auf dem Rücken eines Maulfells hingen. Doch konnte ich es nicht lange aushalten; denn bei jedem Schritt des Fells floß mir das Blut stromweise aus der Wunde, und dieses, wie die heftigen Schmerzen, zwangen mich abzustiegen und mich nach Chichilli zurückzuschleppen. Indes stürzte ich bald ohnmächtig am Wege nieder und lag lange ohne Bewußtsein am Boden. Gewiß, es war eine besondere Bewahrung Gottes, daß ich nicht von den Pferden zertreten oder von den Kanonen zermalmt worden bin. Erst später erkannte ich es, daß Sein gnädiges Vaterauge über mich gewacht hatte.

Nach einiger Zeit wurde ich von 2 Kameraden in diesem Zustande entdeckt und ins Lager getragen, wo man mir meine Wunden verband. Dann legten sie mich in ein Bett und eilten wieder zum Kampfsplatze zurück. Endlich erwachte ich; ein gewaltiger Durst quälte mich; aber erst nach 2 Stunden reichte mir ein Aufseher ein Glas Limonade. Das war für mich eine Erquickung! Am folgenden Tage wurde ich zu Schiff nach Bougie gebracht. Hier wurde ich fast ausgehungert. Die französischen Regimentsärzte schreiben den Kranken eine Diät vor, wobei der Hunger noch unerträglicher wird, als das Uebel selbst, und die Aufseher befolgen im strengsten Sinn diese Vorschrift; 13 Tage lang bekam ich nur Limonade. Wenn ich von Speise sprach, wurde ich ausgelacht; ja man befahl mir sogar unter harten Drohungen, davon gänzlich zu schweigen. Unter solchen Umständen konnte meine Wunde nicht heilen; ich glaubte schier, man wollte mich zu Tode hungern lassen. Doch endlich verordnete man mir eine Viertel-Portion, und siehe, alsbald fing die Genesung meines Schenkels an. Sobald ich wieder einige Zeit das Bett verlassen konnte, suchte ich Speise zu stehlen. Ich schleppte mich längs der Betten hin, suchte jedes Krümchen vom

Boden auf und verschlang es mit wahren Heißhunger. Das bekam mir schlecht. Durch die Ueberspannung beim Vorwärtsschreiten öffnete sich wieder meine Wunde, und wieder bekam ich 7 Tage nichts als Limonade. Da vernahm ich zu meiner Freude, daß meine Kompagnie die Wache im Lazarett halte; und kaum war die Wunde wieder zugeheilt, als ich mich des Nachts hinausschleppte und draußen in der Schildwache einen alten Bekannten fand, dem ich meine große Not entdeckte und der mir einige Schnitten trockenes Brot besorgte. O welch ein Reichthum für einen ausgehungerten Kranken! Vor Freude weinte ich, wie ein Kind, setzte mich auf meinen Strohsack und verzehrte meine Habe. O hätte ich einen solchen Hunger nach dem wahren, unvergänglichen Lebensbrote gehabt, mir hätte können geholfen werden; aber trotz aller Schläge blieb mein Herz kalt und hart.

Nach 3 Monaten trat ich wieder in Dienst. Wir belagerten Constantine. Auch hier hat mich Gott augenscheinlich bewahrt. Drei Tage lang donnerte unser schweres Geschütz gegen die Stadt, bis endlich eine Bresche geschossen war. Unser General trat vor die Fronte und forderte 10—12 Freiwillige auf, die durch diese Oeffnung in die Stadt dringen sollten. Aber niemand meldete sich; denn ein jeder war der Meinung, der Feind habe jenen Eingang unterminiert, um die Eindringlinge in die Luft zu sprengen. Darauf kommandierte der General 4 Bataillone vor, wovon das erste zunächst diesen Gang wagen sollte, während die übrigen 3 Bataillone, wozu auch ich gehörte, zur Deckung beigegeben wurden. Es geschah; aber kaum hatte jenes Bataillon den gefährlichen Eingang erreicht, als auch schon ein furchtbares Getöse die Luft erschütterte und die ganze Mannschaft in die Luft gesprengt wurde, so daß kein Mensch am Leben blieb. Die Erschütterung

war so stark, daß wir alle zu Boden stürzten. Wäre die Explosion eine Minute später erfolgt, so würde von uns kein Mensch am Leben geblieben sein. Etwa 100 Mann von unserem Bataillon waren blessiert. Nun aber drangen wir im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonett vor und rückten am 20. September, morgens 8 Uhr, trotz des fürchterlichen Kugelregens durch die Bresche in die Stadt. Hier begann ein heißer Kampf. Jedes Haus war in eine Festung verwandelt; aus allen Fenstern und Thüren drohten Tod und Verderben. Die Weiber standen auf den Dächern mit kochendem Wasser, siedendem Del, mit Pechfackeln und anderen Mordgeräten, um sie auf uns zu schleudern und uns zu vernichten. Die Straßen waren unzugänglich; überall lagen Steinhaufen, Karren, Wagen, umgehauene Bäume, hinter welchen die Feinde saßen, um uns zur Umkehr zu nötigen. Jeder Schritt mußte mit Blut erkaufte werden und erst mittags konnten wir auf dem Markte Fatima die französische Fahne aufpflanzen. Jetzt war der Sieg unser. Die Araber verließen die Stadt und Constantine gehörte fortan den siegenden Franzosen.

So rettete mich Gott auf allen Todesgängen. Jedoch wurde ich im folgenden Jahre, den 5. Mai 1840, in einem Gefecht auf dem Markte zu Mezaha verwundet. Dort hatten wir wieder einmal einen harten Stand gegen die Kabylen, die fast keine Gefahr zu kennen schienen. Sie sind halb Wilde, tragen nur Schürzen und Tierfelle und haben deshalb ein erschreckliches Aussehen. Ein Glück war's für mich, daß ich gleich zu Anfang verwundet wurde, denn dadurch entkam ich einer Schlacht, welche fast allen meinen Kameraden das Leben kostete. Wie im vorigen Jahre hatte derselbe Schenkel eine Wunde erhalten. Wieder wurde ich 7 Monate im Lazarett ausgehungert, und als ich genesen war, ging meine Dienstzeit zu Ende, denn am

29. Mai 1841 nahm ich in Algier meinen Abschied. Ich bekam einen Paß bis Toulon und Ville und aus der Kasse 58 Franken. — Nach unsäglichen Mühseligkeiten kam ich endlich wieder in Belgien an. Wieder war ich der deutschen Grenze nahe; mein Herz klopfte und sehnte sich nach der Heimat. Aber — Jülich! Jülich!

---

## VI.

Nach langem ratlosem Umherirren beschloß ich endlich, mich in Belgien heimisch niederzulassen. Aber — der Mensch denkt, und Gott lenkt. In dem Dorfe Dalheim, bei Berviers, glückte es mir, bei einem Bauern Dienste zu bekommen. Ich kam dadurch bald in den Stand, neue Kleider mir verschaffen zu können, und die hatte ich höchst nötig; denn ich sah aus wie der König der Bettler. Hier war ich 6 Monate, trieb es ganz wie in früherer Weise und kümmerte mich ebensowenig wie zuvor um Gott und Sein Wort.

Eines Abends, — es war gerade wieder Sylvester-Abend, — kam ich wegen eines Mädchens, um dessen Hand ich warb, das aber mit dem Sohne des Bürgermeisters des Ortes verlobt gewesen, in Streit. Dieser nannte mich einen Deserteur, der aus der Festung entlaufen sei, und ich bedankte mich für diesen Ehrentitel durch kräftige Ohrfeigen. Dadurch aufs höchste gereizt, fordert er mich auf Pistolen heraus, und ich, da auch mein Blut kochte, nehme die Herausforderung an.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr ging ich nach dem Hause seines Vaters, welcher schon mit der ganzen Sache bekannt war. Der alte Mann empfing mich, als ob ich komme, seinen Sohn zu einer Spazierfahrt abzuholen.



„Setz Euch,“ — sagte er, einen Stuhl herbeirückend.  
— „Mein Sohn wird gleich kommen“.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte; denn mir fuhrs eiskalt über den Leib, daß der Vater so gleichgiltig in einer Sache handeln konnte, die er hätte hintertreiben können. Der Sohn erschien unterdes, ein jeder nahm seine Pistole zur Hand und wir eilten zum Kampfplatze. Mein Herz war weich geworden. Mir war es gewiß, daß mein Gegner besser mit den gewählten Waffen umzugehen wisse, als ich. „Großer Gott!“ — dachte ich, — „soll ich nun auf solche Weise mein Leben enden?“ — So groß mein Leichtsinns auch sein mochte, so übertraf mich doch mein Gegner darin sehr weit; denn er schritt an meiner Seite, als ob wir eine Jagdpartie zu machen gedächten.

„Freund!“ — begann ich, — „wäre es nicht besser, wir kehrten zurück? Was haben wir davon, daß wir uns tot, oder im gelinden Falle den Arm oder das Bein in Stücke schießen!“

„Nein, Nein!“ — fiel er mir rasch ins Wort, — „so bequem kommst du nicht davon. Dies ist ein Ehrenpunkt; du hast meine Ehre besleckt und die kann nur durch Blut wieder gereinigt werden.“

Ich machte noch einige Versuche, ihn zu besänftigen; allein vergebens. Endlich hatten wir unser Ziel erreicht. Wir zogen unsere Oberkleider aus, stellten uns in einer Entfernung von 12 Schritten einander gegenüber, um uns mit geladener Pistole gegenseitig in die Ewigkeit zu senden. Noch einmal versuchte ich, die Sache beizulegen.

„Bedenke,“ sagte ich, indem ich mein Pistol erhob; — „ich habe den ersten Schuß. Willst du mir noch die Bruderhand reichen, so schieße ich in die Luft.“

„Hier ist nichts zu bedenken,“ entgegnete er trozig; — „es gilt die Ehre, und die ist mehr wert, als das Leben.“

„Nun,“ — fuhr ich fort, — „so will ich von meinem Rechte abstehen, und dir den ersten Schuß lassen. Ich mag dein Mörder nicht sein.“

Er nahm das Anerbieten an, richtete die Mündung des Pistols auf mich, drückte los und schoß mich in den linken Oberarm. Nun wurde ich wütend, und an die Stelle besserer Gefühle trat grenzenlose Rache. Ich legte an und schoß ihm durch den Unterleib. Indem man ihn tot vom Platze trug, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Aber kurz nachher wurde ich arretiert und am folgenden Tage verhört, saß 5 Wochen gefangen und glaubte jeden Augenblick mein Todesurteil vernehmen zu müssen. Indes hatten meine Begleiter zu meinen Gunsten gezeugt, und so lautete des Richters Spruch: „Da ich gegen meinen Willen zum Duell gezwungen worden, auch alle Versuche zur Versöhnung gemacht hätte, um kein Blut zu vergießen, sei ich „nicht schuldig“, und sofort wieder in Freiheit zu setzen.“ — Ich kam also mit dem Schrecken davon. Aber, — von menschlichen Gesetzen freigesprochen, war ich doch bei Gott ein Mörder. Freilich kümmerte ich mich darum nicht; doch als mir später der treue Herr die Augen öffnete, ist auch diese Sünde mir eine schwere Last geworden, die mich vor Gott in den Staub warf.

Wie gesagt, zu jener Zeit ließ ich mich mit solchen Gedanken nicht ein, sondern war nur darauf bedacht, mein Leben so fröhlich als möglich wieder fortzusetzen. Kurz nachher fiel mir ein, daß Aachen, wo ich 6 Jahre in Garnison gelegen, nicht gar weit sei, und daß es für meine dort wohnenden Freunde und Bekannten gar überraschend sein werde, mich, den Totgeglaubten, auf einmal wieder vor sich zu sehen. Wohl überfiel mich bei diesem Gedanken ein Bittern; denn wenn man mich erkannte, so war ich verloren. „Aber,“ — dachte

ich, — „wer sollte dich verraten? Und was hätten die Preußen davon, dich gefangen zu nehmen? Gewiß, sie werden thun, als wärest du ihnen ganz unbekannt, und so kannst du mit deinen Freunden einige schöne Tage verleben.“

Ich konnte dem Drange meines Herzens nicht länger widerstehen, und trat meine Reise nach Aachen an, wo ich in der Woche vor Ostern 1842 anlangte.

Hurtig suchte ich meine alten Bekannten auf und bereitete mich schon auf ein fröhliches Zusammentreffen mit ihnen vor. Doch ich mußte nicht, an welchen Banden mich der allmächtige und treue Gott leitete, um mich stolzen und verhärteten Sünder von dem Wege des Verderbens herum zu holen. Alle Qualen in Spanien und Afrika hatten mein steuernes Herz nicht zu brechen vermocht. Aber dennoch hörte die göttliche Geduld nicht auf; noch einmal hob der treue Herr die Zuchtrute und — Ihm sei ewig Preis und Dank dafür, — es war die letzte und zwar heilbringende Demütigung.

Raum war mein Erscheinen unter den alten Freunden laut geworden, als auch schon die Gendarmen davon witterten und mich, ganz wider alles Vermuten, verhafteten. Den 26. März, gerade am Abend vor Ostern, wurde ich wieder in der Jülich'schen Festung eingekerkert, und meine Strafzeit um 1 Jahr erhöht, sodaß ich jetzt wieder 21 Jahre dort zuzubringen hatte. Jetzt erst war ich trost- und hoffnungslos. Verzweiflungsvoll raufte ich mir die Haare aus dem Haupte und gedachte jetzt ernstlich, mir das Leben zu nehmen. Aber wieder fehlte es mir dazu an Mut, und endlich fand auch das unbeugsame und widerspenstige Herz Trost in seiner eigenen Kraft. — „Du bist noch jung und stark,“ — sagte ich zu mir selbst, — „und hast in Spanien und Afrika genug gelernt, um einen

preußischen Soldaten überlisten zu können. Du kannst auch zum zweiten Male desertieren und dann — flugs nach Amerika.“ — Auf solche Weise suchte ich meinen Trübsinn niederzuschlagen, nahm wieder mutig die alten, bekannten Schießkarren zur Hand, suchte aber mit jedem Tage Gelegenheit, mein Vorhaben auszuführen. Doch lange Zeit verging, ehe es möglich wurde.

Eines Tages mußte ich nebst 30 anderen Gefangenen außerhalb der Citadelle arbeiten. Wir schnitten Weiden, und waren daher oft in dichtem Gesträuch, so daß uns unsere Aufseher nicht bemerken konnten. Hier kam mein Entschluß zur Reife; niemand beobachtete mich. Flugs setzte ich über den nahen Bach und rannte in hastigem Sprunge davon. Aber im selbigen Momente gewahrte man meine Abwesenheit; alsbald waren zehn meiner Verfolger kurz hinter mir; es folgte Schuß auf Schuß, so daß die Kugeln um mich her pfliffen, ohne mich zu treffen. Glücklicherweise erreichte ich ein offenes Feld und würde gewiß noch einmal entkommen sein, wäre mir nicht Gott der Herr in den Weg getreten. In diesem Augenblicke bemerkte mich ein Schäfer. Alsbald erkannte er die Ursache der wilden Jagd. — „Greif zu!“ — rief er seinem Hunde zu, und sogleich erfaßte mich das Tier. Angst und Verzweiflung verdoppelten meine Stärke; ich bemühte mich, das Tier zu erwürgen. Dieses mißglückte jedoch, und im Ringen wurde ich zweimal auf den Boden geworfen. Meine Verfolger waren unterdes näher gekommen; aber noch einmal strengte ich meine letzten Kräfte an, zu ent-rinnen.

„Steh, Kerl! oder wir schießen dir durch den Kopf!“ — schrieten die Soldaten, indem sie mich umringten. Aber ich hatte beschlossen, zu sterben, oder frei zu werden. Noch einen verzweifelten Sprung wagte ich; der Kreis war

glücklich durchbrochen. Erstaunt über diese Kühnheit, gafften meine Verfolger mir nach und ehe sie ans Schießen dachten, war ich schon 100 Schritt davon. Doch ihrer drei rannten mir jetzt nach; mich ereilend führt einer derselben mit seinem Gewehrfolben einen Schlag nach meinem Kopfe, so daß ein Schwindel mich befällt. Rasch ermanne ich mich wieder, erfasse ihn bei der Brust — aber jetzt feuert sein Kamerad auf mich, so daß die Kugel in den linken Backen fährt und im Rücken wieder herauskommt. Nun verlor ich das Bewußtsein; man hielt mich für tot und brachte mich zurück ins Lazarett. — Als ich dort endlich wieder zur Besinnung zurückkehrte, litt ich entsetzliche Schmerzen. Der Wundarzt schnitt mir 17 größere oder kleinere Knochenscherben aus Rücken und Kinnbacken, und so lag ich 3 Monate, ohne ein Wort sprechen zu dürfen, und ohne etwas anderes genießen zu können, als dünne Suppe. Und nach dieser Zeit lag ich noch 11 Monate im Lazarett.

Das war eine Zeit; nie werde ich sie vergessen! Die ganze Stadt hatte Mitleiden mit mir, und die Bürger durften mich besuchen und mir allerlei Erfrischungen reichen. Einmal besuchten mich drei Damen und fragten mich, ob ich jetzt wohl je wieder zu desertieren gedente; und — sollte mans glauben, — meine Antwort war: „Ja, sobald ich genesen werde.“ — Wer kann sich eine solche Verhärtung denken? — Aber dennoch arbeitete etwas in meinem Herzen, das nicht in Fleisch und Blut seinen Grund hatte. Wenn ich einsam lag und einen Blick in meine Zukunft warf, dann rannen mir oft heiße Thränen über die Wangen herab. Ich fühlte, daß die Hand Gottes schwer auf mir lastete und sagte oft zu mir selbst: „Du kannst doch mit deiner eigenen Kraft nichts ausrichten; denn bei aller Anstrengung hast du es nicht weiter, als

bis zu diesem Krankenbette gebracht. Wie lange soll das noch so fortdauern? Gewiß, es wäre besser, wenn du dich beugtest unter die gewaltige Hand Gottes, nicht mehr auf deine eigene Kraft bautest und deine Hilfe aus Seiner Hand erwartetest."

In solchen Augenblicken faltete ich dann wohl meine Hände zum Gebet, und aus meiner Seele stiegen Seufzer auf, die gewiß zum Throne Gottes gekommen sind. O gewiß, in dieser Zeit fing Gott deutlich ein Werk der Gnade in meinem Herzen an.

---

## VII.

Es ist wahr, die Bekehrung eines Menschen wird durch das Erkennen und Fühlen der eigenen Sündhaftigkeit vorbereitet; denn erst wenn der Kranke seinen elenden Zustand erkennt und fühlt, schickt er zum Arzt. Aber dies Sündengefühl ist noch lange die Bekehrung selbst nicht. Das sollte ich erfahren; denn kaum hatte ich das Lazarett verlassen, als auch schon alles Seufzen, alle guten Vorsätze der Besserung wie weggehaucht waren. Das elende Zuchthausleben entmutigte mich zwar; aber ich suchte Trost in der Welt. So, obschon ich eben kein Sklave des Branntweins war, liebte ich doch dieses Gift; und, wenn auch selten, so gelang es doch dann und wann, uns diesen Genuß verschaffen zu können, wozu, durch falsches Mitleid bewogen, die Unteroffiziere nicht selten die Hand boten.

Eines Abends, auf meinen Geburtstag, war es mir ebenfalls geglückt, eine Flasche Branntwein zu erwischen. Lustig machte das Glas die Runde, sodaß um Mitternacht der ganze Vorrat getrunken und ich ganz berauscht war. Ich schlief in einem der obersten Betten, deren zwei bis

drei übereinander gezimmert waren, sodaß ich genötigt war, mittelst eines Stuhles hineinzusteigen. Den Stuhl hatte ich bereits erstiegen und war eben im Begriff, mich ins Bett zu schwingen, als ich das Gleichgewicht verlor und ich rücklings mit dem Kopfe auf ein eisernes Kohlenfaß fiel, dessen Rand mir den Hirnschädel fast zerschmetterte. Kein Schlaf kam in mein Auge. Ich glaubte den Ton einer Stimme zu vernehmen, die mir zurief: „Dies ist das letzte Mal, so du wieder trinkst.“ — Wie ein zweischneidiges Schwert drangen diese Worte in meine Seele. Am folgenden Morgen erzählten mir meine Kameraden, daß auch sie das Wort vernommen hätten. Wunderbar! War es eine Mahnung Gottes, die Er unmittelbar an mich erließ, oder gebrauchte Er dazu den Mund eines christlichen Soldaten, mit dem ich, wie wir hören werden, später Bekanntschaft machte. So oder so; gleichviel. Mir war die Sache doch gar bedenklich, und — von jener Zeit an habe ich nie wieder einen Tropfen des Branntweingistes über meine Lippen gebracht. In mir entbrannte ein furchtbarer Kampf, während meine Kameraden ruhig schliefen.

Am folgenden Tage, — es war Sonntag, fand ich zu meiner Freude, daß die Kopfwunde nicht so bedeutend sei, als ich befürchten mußte. Wieder wurde Schnaps herbeigeschafft, und alle legten es darauf an, mich wieder zum Trinken zu verleiten. Doch ich widerstand glücklich und entfernte mich, um der Versuchung zu entgehen, auf ein Nebengemach, bis der Gottesdienst begann, dem wir beiwohnen mußten.

Eben stimmte hier die Gemeinde den Gesang an: „O Ewigkeit, du Donnerwort“; — und dabei wurde mein Gefühl so erregt, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. — „O mein Gott,“ — flüsterte ich, — „wie wird mir! Willst Du mich denn nicht los

lassen? Ja, ja, ist die Ewigkeit schrecklich, so ist sie es für mich." — Während der ganzen Predigt mußte ich weinen. Mit gewaltigem Eindruck erkannte ich jetzt, wie ich mich selbst so oft bis an den Rand des Abgrundes gebracht und wie aber der treue Gott mich immer wieder aus dem Rachen der Hölle herausgerissen hatte. Meinen Kameraden konnte diese Bewegung nicht entgehen, und sie fragten mich allgemein, was mir fehle? Ich bat sie indes, mich in Ruhe zu lassen, da ich ihnen mein Elend doch nicht klagen könne. Ich suchte die Einsamkeit; aber beständig war ich von meinen Spießgesellen umringt; ihr gottloses Scherzen schnitt mir durch die Seele. In diesem Zustande erbarmte sich jedoch wieder die göttliche Gnade über mich. Durch meine starken Gemütsbewegungen, wie durch den Sturz am gestrigen Abend begann die Schußwunde am Halse sich wieder zu öffnen, so daß ich mich nochmals ins Lazarett begeben mußte. Jetzt hatte ich Zeit und Gelegenheit, in der Stille mein Herz vor Gott ausschütten zu können. Ich durchlebte gesegnete Stunden, obwohl mir erst später dieser Segen offenbar wurde. Denn jetzt — trotz allem Elend und Jammer, trotz allen Erfahrungen, die ich gemacht hatte, ließ ich den Gedanken nicht fahren, noch einmal den Versuch zu machen, zu desertieren. — Sollte man's glauben?

Eines Nachmittags nahm ich die Bibel zur Hand. Mein Blick fiel auf die Worte des 9. Verses im 34. Psalm: „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!“ Das brachte mich in ein tiefes Nachdenken; aber anstatt die Gnade Gottes zu erkennen, die mir bis jetzt das Leben erhalten und Zeit zur Buße gegeben hatte, fing ich an, über mein schweres Geschick mit meinem Schöpfer zu hadern. Mir schienen die Worte nicht zu gehören; denn ich hatte nach meiner Meinung die Freundlichkeit



Gottes nirgends geschmeckt; mochte Er anderen freundlich sein, mir war Er es nie gewesen. So murrte ich fort, bis ich die Bibel wieder zur Hand nahm. — Da fiel mir der 3. Vers im 37. Psalm in die Augen: „Bleibe in deinem Vaterlande und nähre dich redlich.“ Wieder geriet ich in tiefes Sinnen. Ich fühlte mich hier gestraft. Aber rasch verwischte Satanas jeden Eindruck. „Hier hab' ich gefehlt,“ — flüsterte ich; — „aber unter welchen fürchterlichen Umständen lebe ich auch in meinem Vaterlande? Warum hat Gott mir den Trieb zur Freiheit gegeben? Warum hat Er's zugelassen, daß ich schon in so früher Jugend eingekerkert wurde?“

So suchte ich jeden Eindruck zu schwächen, und dennoch trieb mich etwas immer wieder zur Bibel hin. Das konnte unmöglich seine gute Wirkung verfehlen; denn immer mehr mußte ich die Wahrheit des göttlichen Wortes anerkennen. Welche Geduld hat Gott mit mir gehabt; nur Seine Gnade vermochte mein böses, hartes Herz zu zermalmen. In diesem, meinem Zustande gefiel es Ihm, mir einen Lehrer zu erwecken und zuzuführen. Es war derselbe Soldat, von welchem schon früher die Rede war, ein Pole, Namens Gottlieb Woyken. Nie, nie werde ich diesen Mann vergessen, und freue mich, ihn dereinst am Throne Gottes wieder anzutreffen. Er hatte gemerkt, daß ich eifrig in der Bibel las, und dieses bewog ihn, sich mit mir in ein Gespräch einzulassen.

„Hast du auch noch Lust zu desertieren?“ — begann er.

„Ja, sicher, sobald ich nur kann,“ — war meine Antwort.

„Thue das nicht, mein Freund,“ — fuhr er milde fort; — „Gott hat dich bereits sehr gezüchtigt. Warum willst du Ihn noch mehr ermüden und erzürnen?“

„Ei was!“ — unterbrach ich mit wegwerfendem Tone.

„Aber wahrlich,“ — begann er aufs neue, — „du magst es wohl bedenken, daß du dich endlich beugen sollst unter die gewaltige Hand Gottes.“

„Das muß ich wissen,“ — trotzte ich. — „Was gehts dich an? Du hast als freier Mann gut schwagen, als Gefangener würdest du anders sprechen. Drum kein Wort mehr.“

„Aber warum so böse? Morgen gedente ich wieder zu dir zu kommen.“

„Das ist nicht nötig; denn ich habe dich nicht gerufen und weiß nicht, was du bei mir zu thun hast.“

Schweigend verließ mich Boyken. Wohl klopfte mein Herz; wohl fühlte ich das Unrecht, eine Hand, die mir Gott sandte, zurückzuweisen. Aber mein Trotz betäubte jedes bessere Gefühl.

Am folgenden Morgen begegnete Boyken mir auf dem großen Plaze vor dem Lazarett, und sagte freundlich:

„Ich kann aus meinem Zimmer in das Deinige sehen, und bemerke, daß du viel in der Bibel liesest.“

„Jawohl, um mir die Zeit zu vertreiben,“ — brummte ich.

„Nun,“ — entgegnete er, — „das ist kein schlechter Zeitvertreib. Aber mich dünkt, daß du das Wort Gottes auch um anderer Ursache willen liesest. Nicht wahr?“

Diese Frage traf den rechten Fleck, und dennoch war ich zu stolz, sie zu bejahen. Er wiederholte sie dringender. Aber jetzt wurde es mir unheimlich in seiner Nähe. Ich fühlte, daß, wenn ich diesem Manne mein Herz öffnete, er mir alles nehmen würde, was ich in meinem Hochmut mit beiden Händen festhielt.

„Ich habe jetzt keine Zeit, und muß mir einen Krug voll Wasser holen,“ — sagte ich ausweichend, und flog

davon. — Aber das treue Herz ließ sich nichts verdrießen. Er blieb stehen, bis ich zurückkam.

„Bist du denn böse auf mich?“ — fragte er, mich freundlich bei der Hand fassend. — „Warum fliehst du vor mir? Wahrlich ich habe dich lieb und meine es gut mit dir. Gott will's, ich muß mit dir sprechen.“

Der herzliche Ton, mit welchem dieses Kind Gottes diese Worte sprach, erschütterte anfangs den Troß meines Herzens; aber schnell kehrte mein Hochmut zurück und, mich in die Lippen beißend, sagte ich: „Nun, warum liestest denn du in der Bibel?“

„Ich? Nun sie ist das Brot für meine Seele und die Arznei für mein Herz. Gottes Wort hat mir den Frieden gebracht; denn darin finde ich die rechte Erlösung aus allen Kerker, aus allen Banden, und meinen Gott und Vater in Christo Jesu.“

Ein Glanz himmlischen Entzückens strahlte bei diesen Worten aus seinen Blicken; aber meine Augen konnten dieses Feuer nicht ertragen.

„Nun,“ — sagte ich verdrießlich, — „für mich ist die Bibel das nicht; ich lese darin nicht, warum ich mein Schicksal verdient habe. Darum wollen wir nicht weiter darüber sprechen. Adieu!“

Ich ging.

„Sollen wir uns bisweilen besuchen,“ — rief er mir nach.

„O ja!“ — versetzte ich sehr trocken. —

Großer Gott im Himmel, wie habe ich dies warme, liebende Herz durch meinen eiskalten Hohn gekränkt! — Indes brannte in meinem Herzen etwas, das mich Tag und Nacht nicht verließ. Ich fühlte mich zu dem Manne hingezogen; mein Gewissen zeugte von ihm, daß er den

rechten Weg wandle. Zu einer anderen Zeit hieß es auch wohl in mir: „Er ist ein Heuchler, der fromm schwachen kann und dich am Ende verrät und verkauft.“ — Jedoch faßten diese Gedanken keine feste Wurzel, und besonders, da Woyten mir 6 Wochen lang die Hälfte seines Brotes gab. Das war für mich eine Wohlthat und überzeugte mich, daß mein Gönner mich nicht bloß mit der Zunge, sondern auch mit der That liebe. Anfangs weigerte ich mich, die Gabe anzunehmen; aber er nötigte mich dazu und legte das Brot endlich auf mein Bett nieder. Jeden Tag besuchte er mich, und meine Neigung zu ihm wuchs mit jedem Augenblicke. Endlich wurde er in einen anderen Teil der Festung verlegt. Der Abschied wurde uns beiden schwer. Allein auch jetzt vergaß er meiner nicht, übersandte mir beständig Briefe voll ernster Ermahnungen, welchen nicht selten ein kleines Geschenk an Geld beigelegt war. Er strömte über von Liebe zum Herrn; mit hinreißender Gewalt hat er, mich doch endlich vor Gott in den Staub zu beugen und mein Heil in Christo zu suchen. Jedesmal waren die Worte Botschafter, aus dem Himmel gesandt, Taupropfen auf ein dürres Land. Mehr und mehr neigte ich mich zur Furcht Gottes und glaubte endlich gar, mich für einen bekehrten Sünder halten zu dürfen. Aber wer kann das menschliche Herz ergründen?

An eine wahrhafte Sinnesänderung war noch nicht zu denken. So lange mich die Stille des Lazarett's umgab, war ich zwar der Meinung, der göttliche Samen habe nicht nur Wurzel gefaßt, sondern sei schon zu vollem Wuchse gekommen; als ich aber gesund zu meinen Stubengenossen zurückkehrte, gewahrte ich, daß die junge Pflanze dem Sturme nicht widerstehen konnte. Ein wahrhaft bekehrter Mensch hungert je länger, je mehr, nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; ich aber fühlte mich schon

gar satt und reich. Von diesem Irrtume mußte mein eitles Herz geheilt werden.

---

### VIII.

Ich war also wieder zu meinen Kameraden zurückgekehrt. Anfangs zerrissen ihre Flüche und Gotteslästerungen meine Seele; und da man dieses wahrte, fing man an, meiner zu spotten.

„Wie!“ — sagten sie, — „Du willst ‚sein‘ werden? He! Glaubst du etwa, du vermöchtest dich aus der Festung zu beten? Komm, bete einmal; wir wollen dagegen fluchen und sehen, wer hilft, Gott oder der Teufel.“

Anfangs gab ich mir noch Mühe, sie aus der Bibel von ihrer Sünde zu überzeugen; aber endlich schwieg ich, bis ihre Spottlust befriedigt war. Nie aber fühlte ich das Schreckliche meiner Lage mehr, als jetzt; schwere Seufzer stiegen zum Herrn, mich doch aus dieser Gesellschaft zu befreien. —

So brach das Frühjahr 1844 an. Die Sonne zauberte in die ganze Schöpfung ein neues Leben; die Vögel erfüllten mit ihren Lobgesängen die Lüfte; aus blumenreichen Gärten wehten balsamische Düste dem Wanderer entgegen; — nie, nie war das Verlangen nach Freiheit sehnlicher, als in diesem Augenblicke. — „Du mußt fort!“ — hieß es in mir, und wieder ward der Beschluß gefaßt, zu desertieren. Offenherzig teilte ich dieses Wort mit.

„Ach!“ — sagte er, — „willst du noch immer stärker sein als Gott?“

„Aber,“ — entgegnete ich, — „Gott ist doch im fremden Lande derselbe wie hier.“

„Freilich,“ — fiel er ein, — „aber Gott hat dir diesen Platz angewiesen, und bleiben mußt du, bis Er selbst dich wegführt.“

„Nein, nein,“ rief ich, — „Gott kann nicht wollen, daß ich hier bei den Gottlosen bleibe.“

„Armer Freund!“ — fuhr Woyke mit dem Finger drohend fort, — „du hörst nicht auf die Stimme Gottes, sondern auf die Stimme des Teufels.“

„So sprach er zu östern Malen zu mir, und seine Worte beschämten mich. Ich fühlte, daß er recht habe. Und dennoch wankte mein Entschluß nicht. Zur Ausführung gehörte außerordentlicher Mut; denn ich stand unter doppelter Aufsicht und war nie allein. Aber, welche Macht ist außer Gott stark genug, das trotzige Herz zu beugen?“

Am 11. April, abends gegen 6 Uhr, traf ich Woyke an. — „Morgen desertiere ich,“ — flüsterte ich ihm zu. Er zitterte bei diesen Worten und folgte mir nach der Citadelle. Dort, in einem Winkel des Zimmers stürzte er mir um den Hals und bat mich flehentlich und unter einem Strom von Thränen, doch von meinem Vorhaben abzustehen. Ich ließ mich nicht erweichen; doch flüsterte ich ihm beim Abschiede noch zu: „Bete für mich!“

Schlaflos ging die Nacht für mich vorüber. Ein heftiger Kampf war in meinem Innern entbrannt. Ich erkannte mein Unrecht; aber der Gedanke an meine schreckliche Lage erstickte jedes bessere Gefühl und erweckte ein immer regeres Verlangen nach Freiheit in mir. Beten mochte ich nicht; denn ich fühlte, daß Gott mir in meiner Angelegenheit entgegen war. — So brach unter großen Klagstöhnen der Tag an. —

Wir hatten an diesem Tage hinter dem Brückentopfe am Glacis zu arbeiten. Es war der geeignetste Platz,

um entfliehen zu können. Ich war mit noch einem Sträfling und dem Aufseher allein. Wir arbeiteten von morgens 5—8 Uhr und hatten dann eine halbe Stunde, um uns auszuruhen. Mein Mitgefangener warf sich ins Gras und ich knüpfte mit dem Aufseher, der sich an einen Baum gelehnt hatte, ein Gespräch an. Doch fielen ihm zu meiner Freude die Augen zu. Noch einige Minuten zauderte ich; dann beugte ich mich mit klopfendem Herzen auf ein Knie, zog ihm das Gewehr langsam aus den Armen, warf es 8 Schritte weit zwischen ein Dornesträuch, nahm die Flucht, und rief ihm in meiner Frechheit noch zu: „Adieu Haruchek!“ In diesem Augenblicke erwacht er, sucht sein Gewehr, während ich eilend zum Ufer der Rhöre renne, wo mich zwei Fischer erblicken, die mich zu erhaschen versuchen. Doch, ein guter Schwimmer, springe ich eilend in den Fluß, erreiche nach etlichen Minuten das jenseitige Ufer und fange hier, bis auf die Haut durchnäßt, wieder an zu laufen. Doch der Fischer Geschrei macht etliche Bauern auf mich aufmerksam, die mich zu fangen trachten, so daß ich mich gezwungen sehe, rückwärts zu kehren, von neuem in den Fluß zu springen, halb schwimmend, halb von der Strömung getrieben, 10 Minuten lang stromabwärts zu eilen, bis ich einen großen Kanal erreiche. Hier, beinahe ertrunken, ergreife ich glücklich ein Gesträuch, ziehe mich wieder ans Land, laufe in die Nähe des Dorfes Altenhoven, wo ich jedoch mehrere arbeitende Bauern erblicke und genötigt bin, einen Seitenweg einzuschlagen. Doch hier laufe ich geradeswegs ins Netz, d. h. einem mir bekannten Grenzwächter in die Arme, der mich mit Hilfe etlicher Bauern ergreift und mich nach Altenhoven abführt, wo mich Gendarmen aus Jülich in Empfang nehmen und zur Festung zurückbringen. Hier saß ich geschlossen im Arrest.

Der Major kommandierte eine Wache vor mein Gefängnis. — Mein erster Wächter war — Woykey. Wie mir bei diesem Anblicke zu Mute war, läßt sich nicht beschreiben; mein Herz wollte schier zerspringen. Kein Wort wurde im Verlauf zweier Stunden gewechselt, dann aber sahe Woykey durchs Gitter und sagte in tiefem Ernst:

„Ich habe zum Herrn gefleht, daß du ergriffen werden möchtest. Mein Gebet ist erhört, und nun siehst du, daß ich einen lebendigen Gott habe.“

Diese Worte durchbohrten mich, als wären es eben so viele Messerstiche. Ich konnte keine Worte finden. Ich erkannte Gottes Allmacht, die dem Flüchtling in den Weg getreten war. Aber ganz brechen wollte dennoch mein verhärtetes Herz nicht. Als Woykey abgelöst wurde, fragte er mich, ob ich beten könne. Ich verneinte es, und er entfernte sich. Des Nachts hatte er nochmals die Wache vor meiner Thür. Er klopfte leise an dieselbe und fragte: „Bist du noch wach?“

„Ach!“ — entgegnete ich, — „meinst du, ich könnte schlafen?“

„Gut,“ — sagte er, — „ich stehe hier allein; niemand belauert uns; laß uns zusammen beten.“

Er kniete wirklich nieder, und mit Inbrunst flehte er zum Herrn, daß Er mir doch endlich die Augen öffnen möge. Unvergeßlich bleibt mir diese Nacht. Ich kann noch immer nicht meine Thränen zurückhalten, wenn ich daran denke. Ach, solch großer Liebe konnte ich nicht länger widerstehen. Mein Herz wollte zerspringen, und überwältigt sank ich in den Staub nieder, benezte den Kerkerboden mit Thränen und schrie:

„O Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Ja, gegen Dich, o Herr, gegen Dich habe ich



gesündigt. Vergieb, vergieb um Jesu willen und gieb mir Deinen heiligen Geist."

Da erhob sich Woyten und rief in freudiger Bewegung: „Bruder, habe Mut, Gott ist mit dir! Im Herrn Jesu sind alle deine Sünden getilgt. Sein Blut reinigt von aller Ungerechtigkeit; Er macht Sünder selig aus Gnaden."

So sprach er noch lange, und mein gänzlich zer= schlagenes Herz sog begierig den Trost seiner Worte ein. Ich fühlte es: Ich war ver= söhnt mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum; ein neues Leben fing in meiner Seele an.

Mehrere Tage blieb ich im Gefängnis. Woyten be= suchte mich wiederholt. Wir verlebten selige Stunden. — Meine Richter verwandelten unterdes meine Strafzeit in eine lebenslängliche und ich — war vollkommen damit zufrieden. Nichts wünschte ich, als meine Ketten zur Ver= herrlichung Gottes tragen zu können.

Aber jetzt, da mein Wille mit Gott ein= s geworden war, und ich selbst mich nicht mehr befreien wollte, da war Er es selbst, der sich aufmachte, meine Befreiung zu erwirken. — Gerade in dieser Zeit wurde der General v. d. G. zum Festungs=Kommandanten ernannt, ein Mann, der von Herzen Gott fürchtete. Er hatte meine Geschichte gehört und besuchte mich, als ich mich noch im Arrest be= fand. Ach, der Herr lohne es ihm, daß er meine Seele tröstete. O, wären alle Offiziere solche Kinder Gottes, so wäre unser geliebtes Preußen unüberwindlich. Er gab mir den Rat, meine Lebensgeschichte kurz abzufassen, und erbot sich zugleich, dieselbe an Se. Majestät den König absenden zu wollen. Ebenso that der Major B., ein wahrer Christ, sein Bestes für meine Befreiung, besorgte mir Papier, Feder und Tinte und unterstützte mich beim

Abfassen des Berichts. Die Antwort Sr. Majestät kam schnell und veränderte meine lebenslängliche Strafzeit in eine 21jährige, und ich wurde zu gleicher Zeit auf Ansuchen von Jülich nach Köln verlegt.

Hier in Köln hatte ich anfangs viel von seiten meiner Mitgefangenen wegen meines christlichen Wandels zu dulden, zumal da mir der Auftrag wurde, dieselben jeden Abend von 5—7 Uhr im Lesen und Schreiben zu unterrichten. So war ich bei allen meinen Kameraden ein Stein des Anstoßes. Sogar der Hauptmann und der Unteroffizier haßten mich, und oft traf es sich, daß mir eine Ohrfeige verabreicht wurde mit den Worten: „Du Hund von Pietist!“ — Gott schenkte mir indessen die Gnade, alles dieses mit Geduld tragen, ja für meine Feinde beten zu können. — Jedoch waren auch einige Bessergesinnte anwesend, die mir wohl wollten, und viele Christen in Köln erwiesen mir Liebe, unter welche auch der Graf v. K., der Divisionsprediger H. und andere zu zählen sind. Von allen Seiten her versorgte man mich mit Speise und Trank, so daß ich durchaus keinen Mangel hatte.

So verflossen 2 Jahre. Ich war glücklich und pries meinen Gott. Um diese Zeit munterte man mich auf, nochmals ein Gnadengesuch an den König abzusenden. Es geschah; der Divisionsprediger unterstützte mein Gesuch und schon am 15. April 1846 kam von Berlin die Antwort, daß meine Sache untersucht werden solle. Zu gleich erging an die Offiziere der Festung der Befehl, sofort ein Zeugnis über mein Betragen auszustellen. Aber das vom Hauptmann ausgestellte Zeugnis war so ganz allgemein und kalt abgefaßt, daß der General ein zweites forderte. Murrend vollzog jener diesen Befehl, sagte aber zu mir: „Du brauchst doch nicht zu denken, frei zu werden; es wird dir nichts nützen.“ —

„O, Herr Hauptmann,“ — entgegnete ich, — „von Gott allein erwarte ich Hilfe, und Er kann machen, daß ich in 4 Wochen frei bin.“ —

„Nun, das will ich einmal sehen,“ — rief er lachend.

Jetzt aber war es, als ob die ganze Hölle wider mich aufgebrochen wäre. Meine Kameraden wurden wütend auf mich; mein Leben war nicht mehr sicher. So schlich in einer Nacht jemand an mein Bett, um mich mit einem Messer zu durchbohren. Doch Gott verhütete es, daß mir ein Leid geschah; denn die Messerspitze fuhr mir zwischen dem Arme und der Seite durch. Daß ich überhaupt in dieser Zeit nicht ums Leben gekommen bin, verhütete Gottes augenscheinliche Nähe. Und nun denke man sich: Gerade 4 Wochen nachdem der Hauptmann das Zeugnis ausgestellt hatte, kam wieder eine Antwort von Berlin. Sie hieß: **Vollkommen frei!** — **Gnade vom König!** — — Alle meine Feinde waren wie niedergedonnert. Eiligst überbrachte ich dem Hauptmann den Bericht. —

„Das begreif' ich nicht,“ — sagte er, indem er den Blick auf den Boden heftete. Aber ich und alle meine Freunde frohlockten und priesen Gottes Gnade, der so in Erbarmen an mich Elenden gedacht und mit mir gehandelt hatte. Das Uebrige wissen Sie wohl schon. Mit glücklichem Herzen eilte ich nach meiner Entlassung nach meinem Geburtsorte Denny; und Gott ließ mich dann bald hier in Elberfeld Arbeit finden. Hier lebe ich nun, an der Seite einer lieben Frau, als ein Geretteter vom Tode. Gott der Herr hat Großes an mir gethan. An mir elendem Wurme hat Er bewiesen, daß Er langmütig, kräftig, herrlich und gnädig sei, daß Er nicht müde wird, das Verlorene zu suchen und Seine Feinde durch Liebe zu gewinnen. Zur Verherrlichung Seiner großen Thaten nur möchte ich meine Geschichte mittheilen, denn ich bin ein Lebendes

Denkmal von der Macht Seiner Gnade. Möchten noch viele Herzen zu dieser Gnade Gottes in Christo Jesu ihre Zuflucht nehmen und durch sie frei werden aus Satans Gewalt und der Sünde Joch zum Preise Seiner Gnade und Herrlichkeit.“

---

2.

## Kapitän Wilson.

Der englische Schiffskapitän Wilson war ein recht gottloser Mann, der weder Gott noch Menschen fürchtete. Nun geschah es, daß er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (er war nämlich schon im Jahre 1760 geboren) auf einem Schiff von England nach Indien zu fahren hatte. Damals war aber Krieg zwischen England und Frankreich, und da waren selbst die Schiffe auf dem Meere nicht sicher. Wilsons Schiff wurde auch wirklich von einem französischen Admiral verfolgt und endlich erreicht und weggenommen. Aber viel schlimmer war es, daß der gefühllose Admiral den Kapitän Wilson und seine Schiffsmannschaft dem Erzfeind Englands, dem mohammedanischen Fürsten Heider Ali in Indien, auslieferte. Dieser sperre sie zuerst in eine seiner Festungen, wahrscheinlich um sie später umzubringen. Wilson sann immer auf die Flucht: das war aber eine bedenkliche Sache. Denn die Wälle der Festung waren vierzig Fuß hoch, so hoch wie ein ordentliches Haus, und an einer Seite floß unten ein breiter und tiefer Fluß vorüber. Außerdem standen überall Wachen, die Tag und Nacht aufpaßten. Dennoch wagte es Wilson und sprang eines Abends, da niemand in der Nähe war, von der haushohen Mauer in den

Fluß. Fast besinnungslos kam er im Wasser an; aber Gott wollte nicht seinen Tod. Er kam schnell wieder zu sich, raffte sich zusammen und schwamm über den tiefen Fluß hinüber auf das andre Ufer. Nun floh er ins Land hinein, er wußte selbst nicht wohin. Die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag lief er weiter. Er hatte viele große und kleine Flüsse zu durchschwimmen, durch Sumpf und Waldesdickicht sich zu schleppen, und mit Hunger und unsäglichen Gefahren zu kämpfen. Bei dem allem dachte er nicht an Gott. Er kannte Ihn nicht, dankte Ihm nicht für seine gnädige Bewahrung, flehte nicht zu Ihm für seine Hilfe.

Am zweiten Tage hörte er hinter sich Reiter. Wilson wollte im Buschwerk sich verbergen; aber man hatte ihn gesehen, er ward aufgegriffen, gebunden und nach der Festung zurückgebracht. Denn es waren Heider Alis Reiter, die dem Flüchtling nachgejagt waren. Als er unterwegs dem Reiterhauptmann, einem Mohammedaner, von den Gefahren und Mühsalen erzählte, die er auf der Flucht erduldet, rief dieser ganz verwundert aus: „Wahrlich, du stehst unter Gottes besonderer Hut!“ Aber Wilson wußte nichts von Gott und dankte Ihm nicht.

Zum Tod erschöpft, ganz wund an den Füßen vom Laufen, die ganze Haut mit schmerzlichen Blasen von der brennenden Sonnenhitze bedeckt, kam er nachts in der Festung wieder an, und ward nun in einen finstern, ekelhaften Kerker geworfen. Am andern Morgen zog man ihn wieder heraus, kettete ihn mit einem andern Gefangenen zusammen, und halb verhungert und ganz entblößt, wie er war, mußte er nun einen Marsch von mehr als 150 Stunden antreten, um nach Seringapatam, der Residenz Heider Alis, gebracht zu werden. Nach einer unsäglich leidensvollen Wanderung über die brennenden Ebenen

Indiens, unter einer tropischen Sonne, bei Tage von einem grausamen Reiter vorwärts getrieben, bei Nacht in irgend einen ekelhaften, dumpfen Kerker geworfen, erreichte er endlich die Stadt des Tyrannen Heider Ali, wo er 22 Monate voll unsäglicher Leiden zubringen sollte. Seine Lage war entsetzlich. Bald war er den furchtbaren Regengüssen, bald den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, ohne etwas anderes als einige Lumpen auf dem Leibe zu haben. Sein Lager war die bloße Erde, die oft ganz naß und voll giftiger Ausdünstungen war, neben ihm lagen oft Fieberkranke, Sterbende und Tote, und er selbst war mehr als einmal dem Tode nahe. Und doch in all diesem Jammer und Elend fragte er noch nichts nach Gott.

Selbst die wunderbarsten Gnadenbeweise Gottes mahnten ihn nicht an Den, von dem sie kamen. Sein ganzer Leib war nach und nach von der Wassersucht so aufgeschwollen, daß die eisernen Fesseln, mit denen er gefettet war, ganz im Fleisch begraben schienen. Sein Tod schien nicht mehr ferne zu sein. In dieser Zeit wurde eines Tages die gewöhnliche Portion Reis, die er zur Nahrung erhielt, mit einer andern Hülsenfrucht vertauscht, und in seinem Fieberdurst trank er das Wasser, worin dieselbe gekocht worden war. Die Wirkung davon war ebenso wunderbar als unerwartet. Nach wenigen Stunden nämlich nahmen seine Schmerzen ab, die Wassersucht verschwand allmählich und neues Leben durchströmte seine Glieder. Aber er gab dennoch nicht Gott die Ehre und dankte Ihm nicht.

Endlich nach 22 Monaten voll unsäglicher Leiden kam eine englische Armee vor Seringapatam, erstürmte die Stadt und befreite die Gefangenen. Von 153 Engländern, die mit Wilson dort im Kerker gelegen waren, hatten nur 32 all das erduldete Elend überlebt. Wilson war unter

diesen Glücklichen; aber er kam aus diesem Abgrund des Elends so gottlos heraus, wie er hineingekommen war.

Jetzt ward er wieder Schiffskapitän. Er durchfuhr die Meere, trieb in fernen Ländern gewinnreichen Handel, hatte viele Stürme und Lebensgefahren zu bestehen, ward überall errettet, und wurde endlich ein reicher und — wie die Welt sagt — glücklicher Mann. Nach mehreren Jahren verließ er das Seeleben, kaufte sich in England ein schönes Landgut und brachte seine Zeit in lustiger Gesellschaft oder mit Jagd und Spiel zu. Das war der Dank, den er seinem gnädigen Gott für alle erfahrene Gnade und Errettung darbrachte.

In der Nachbarschaft seines Gutes wohnte ein anderer wohlhabender Schiffskapitän, der gleichfalls das Seeleben verlassen und in die Stille sich zurückgezogen hatte. Aber der war ein lieber und ernster Christ. Er hatte tiefes Mitleid mit Wilson und suchte oft ihm ans Herz und Gewissen zu kommen; aber es war alles umsonst. Wilson lachte seinen Freund aus, wenn er von Ewigkeit und Gericht, von einem Heiland und Gnade sprach. Und dennoch — was vermag doch die Geduld und Langmut Gottes auch über einen so verhärteten Sünder!

Eines Tages besuchte ein frommer und treuer Diener Christi den alten Kapitän. Es entspann sich ein ernstes Gespräch über Gottes Gericht und Gerechtigkeit. Wilson glaubte anfangs seinen Gegner siegreich überwinden zu können; denn er bildete sich auf seinen Verstand und seine außerordentliche Redegabe große Dinge ein. Allein der Diener des Herrn ließ sich nicht viel aufs Disputieren ein, sondern ging direkt mit Pfeilen des göttlichen Wortes auf Wilsons Herz und Gewissen los. Dieser wurde immer stiller, schweigsamer und ernster; ein Pfeil hatte ihn getroffen. Lange saßen beide zusammen in einer einsamen

Gartenlaube. Da brach ihm zum erstenmal das Herz, er fing an zu weinen wie ein Kind. Das Eis war gebrochen, und von nun an ward es mit diesem Manne ein ganz Neues. Er erbat sich eine Bibel, und aus diesem teuren Lebensworte schöpfte er Licht und Frieden, so daß er durch Buße und Glauben ein begnadigtes Kind Gottes und auch ein rechter Mann Gottes ward.

Zwei Jahre nach seiner Bekehrung kam ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, worin sein Auge auf eine eigentümliche Anzeige fiel. Eben um jene Zeit nämlich (1795) war die erste Missionsgesellschaft in England gegründet worden; 29 Jünglinge hatten sich erboten, als Missionare zu den Heiden zu gehen, und man beschloß, dieselben zu den Kannibalen in der Südsee zu senden. Aber welcher Schiffskapitän würde wohl bereit sein, die gefährliche, damals noch unbekannte Seereise zu machen? Man ließ in den öffentlichen Blättern einen Aufruf an alle Kapitäne ergehen. Dies war die Anzeige, welche Wilson in jenem Zeitungsblatt las. Es ging wie ein Blitz durch seine Seele. „Könntest du dich dazu entschließen?“ fragte er sich selbst. „Hast du Glauben und Liebe genug, dein schönes Landgut, dein angenehmes, behagliches Leben zu opfern und noch einmal aufs Meer zu gehen, um die Sendboten des Friedens zu den Kannibalen der Südsee zu führen?“ Es gab einen harten Kampf; aber Glaube und Liebe siegten. Er bot der Missionsgesellschaft seine Dienste an, und am 10. August 1796 fuhr das erste Missionschiff, das die Welt gesehen hat, unter Wilsons Führung aus der Themse nach dem großen Ozean ab. Was aber die Geschichte Wilsons lehrt, das will ich meinem Leser selber ernstlich zu erwägen überlassen. Er schlage seine Bibel auf und lese Ephes. 1, 6—7!



## Der Psalter.

Vor jetzt etwa 10 Jahren lebte in einer größeren Stadt Hollands ein altes Ehepaar. Die Leutchen bewohnten eine ärmliche Mietswohnung. Ach, sie hatten einst bessere Tage gesehen, davon zeugte ihr zwar bescheidener, aber solider Hausrat. Zugleich ließen die Gesichtszüge der würdigen Alten erkennen, daß ein reich bewegtes Leben hinter ihnen lag. Auch jetzt noch schien manche Sorge auf ihnen zu lasten. Indessen war ein Schatz in ihrem Besitz, um welchen wohl mancher Reiche dieser Welt sie beneidet haben würde und welcher ihnen auch bei aller Not nicht abhanden kommen konnte: Sie kannten Gott als ihren Vater in Christo Jesu und ihre Herzen fanden in dem Bewußtsein Seiner Gnade und Macht Frieden und stets neue Kraft und Freudigkeit.

Meine Leser möchten jedoch wohl die Vergangenheit der beiden Alten kennen lernen. Als sie sich vor vielen Jahren zum heiligen Ehebund vereinigten, da bekleidete der Mann — wir wollen ihn Berger nennen — eine gute Stelle in einem kleinen Bankhause zu N. Er erwarb sich das Vertrauen und die Zufriedenheit des Bankiers, sodaß er stets höhere Posten erlangte und schließlich die Direktorstelle innehatte. So hatte die Familie Berger ein sorgenfreies Leben. Allein schmerzliche Prüfungen kamen; Sohn und Tochter, ihre einzigen Kinder, erkrankten und starben, als sie eben erwachsen waren. Der Schmerz über diesen Verlust war groß; aber die gebeugten Eltern kannten ja den Gott alles Trostes und zu Seiner unwandelbaren Liebe richteten sie ihre Blicke empor. So wurden ihre Herzen aufgerichtet. Aber Gottes Volk wird mannigfach geprüft. Es gefiel Gott, den Glauben des geliebten Ehe-

paars aufs neue zu läutern, wie man Gold und Silber läutert.

Das Bankhaus, an dem Herr Berger viele Jahre solche schöne Stellung bekleidete, mußte seine Zahlungen einstellen. Mit diesem Augenblick hörte natürlich diese Stellung auf. Wohl hatten die lieben Leute noch nicht mit Mangel und Hunger zu kämpfen, aber sie mußten doch zu den Ersparnissen vergangener Jahre greifen. Berger war nun 58 Jahre alt, und so sehr er sich auch bemühte, eine ähnliche Stellung wie die bisherige zu erlangen, so gelang ihm dies nicht; man zog jüngere Kräfte vor. Hier und da brachte ihm eine schriftliche Arbeit eine kleine Summe ins Haus, allein das waren doch nur seltene Fälle. Wohl täglich wandten sich die armen Leute in ernstem Flehen zu Gott um eine neue Lebensstellung. Sie sahen ihre Mittel zu Ende gehen, was sollte dann aus ihnen werden? Eines war ihnen zwar gewiß: Der Herr konnte sie nicht im Stiche lassen; aber Sein Thun mit ihnen erschien doch schwer. Ihre frühere geräumige Wohnung mußten sie längst aufgeben und jene geringen Räume beziehen, in welchen wir sie bei Beginn unserer Erzählung, sechs Jahre nach Verlust der Direktorstelle, fanden. Noch wäre die Not nicht so groß gewesen, hätte nicht Berger in guten Tagen einem Verwandten eine größere Summe geborgt. Im Vertrauen auf dessen Ehrlichkeit und fromme Worte hatte er ihm das Geld vorgestreckt, ohne einen Schuldschein zu verlangen, auch sollte das Darlehen nur für einige Wochen sein. Nun waren schon Monate und Jahre darüber hingegangen, aber der Nefse, welcher die schwierigen Umstände seiner Verwandten gut kannte, fragte nichts nach ihrer Not und ließ, ungeachtet aller Bitten und Mahnung, die Sache ungeordnet. Und mit der Zeit entpuppte er sich als ein ehrloser Betrüger. Lächelnd sagte

er eines Tages zu Herrn Berger, der ihn in dieser Gelegenheit nochmals besuchte: „Ja, Onkel, daß es Euch nicht gerade glänzend geht, will ich schon glauben. Die schwierigen Umstände haben Euch sogar, scheint's, den Kopf verwirrt. Ihr redet immer, als ob ich Euch noch Geld schulde. Aber wie kommt Ihr auf diese Idee? Wo ist denn der schriftliche Beweis für Eure Behauptung?“ Der alte Mann war sprachlos vor Erstaunen über solche Schlechtigkeit; was sollte er auch sagen? Schwere Herzenskehrte er zu seiner Frau zurück, welche noch immer gehofft hatte, des Neffen Gewissen werde aufwachen und ihn dazu führen, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Die Not stieg nun aufs Höchste. Kein Pfennig war mehr vorhanden, und die Miete, sowie einiges andere, mußte bezahlt werden. Die Gläubiger drängten und drohten mit Versteigerung. Und in der That, eines Tages kam der Gerichtsvollzieher und pfändete ihre Habseligkeiten. Noch einmal begab Berger sich zu dem Neffen und stellte ihm die Notlage vor, in welche seine Gewissenlosigkeit ihn und die Tante gebracht. Der Neffe sagte kaltherzig: „Nun, Onkel, so ist es ja am allerbesten. Nun geht Ihr ins Armenhaus. Dort seid Ihr dann aller Not enthoben und für immer versorgt. Ich werde dort schon ein Wort für Euch einlegen. Ich kenne die Herren im Komitee. Ihr standet Euch bis jetzt selbst im Bichte, Onkel. Ich hatte Euch schon neulich gesagt: Laßt ruhig Eure Sachen versteigern, dann seid Ihr sie los und werdet versorgt. Dazu will ich Euch schon behülflich sein!“ Was konnte man einem also verhärteten Betrüger entgegenen? Schweigend verließ der alte Oheim ihn auch diesmal und kehrte gebeugten Herzens zu seiner Frau zurück. In tiefem Kummer saßen dann beide schweigend beieinander. „Ja, Frau,“ begann Berger endlich, „wer weiß, ob nicht unser Neffe,

trotz all seiner Bosheit, einen wahren Ausspruch gethan hat! Wer weiß, ob nicht Gott uns zur Versteigerung drängt. Und dann wird Er auch wieder Rat wissen.“

Unterdessen war es spät geworden. Die lieben beiden Alten beachteten es nicht. Stille saßen sie beim Schein des Lämpchens in den alten, aber behaglichen Sesseln, die morgen auch unter den Hammer des Auktionators kommen sollten. Schließlich überfiel sie der Schlaf, ohne daß sie sich zu Bette begeben hatten. So brachten sie die Nacht in den Sesseln zu und erwachten erst, als beim anbrechenden Tage heftig an ihre Thür geklopft wurde. Erschreckt fuhren beide aus dem Schlafe auf. Eine Männerstimme rief: „Man hat mich geschickt, um den Hausrat für die Versteigerung herzurichten!“

„Dein Wille geschehe, o Herr!“ seufzte Berger, und seine Frau fügte leise hinzu: „Amen!“ Der Arbeiter wurde eingelassen und machte sich an sein Werk. Bald stand alles bereit für etwaige Käufer, welche vor der Versteigerung die Sachen in Augenschein nehmen wollten. Gebeugten Hauptes gingen die beiden Alten auf und nieder. Der Arbeiter, welcher gewiß schon manche traurige Szene gesehen hatte, schüttelte das Haupt. „Sind es auch nicht viele Sachen“, murmelte er vor sich hin, „so sind sie doch in gutem Zustande. Die Leute haben gewiß bessere Tage gekannt. Was wird meine Frau sagen, wenn ich ihr heute abend erzähle, was ich wieder einmal erlebt!“ Der Mann hatte recht. Die Sachen waren sauber und gut erhalten. Jetzt sollten sie für Schleuderpreise hergegeben werden und brachten wohl kaum die vierzig Gulden ein, welche die Schuld ausmachten. Unsere Leute trugen stumm ihren Schmerz. Sie hatten nicht gedacht, daß der Herr, dem sie vertrauten, es so weit kommen lassen würde.

Bald vernahm man Schritte auf der Treppe. Mehrere Käufer, wie sie sich bei Versteigerungen einfinden, kamen, natürlich mit der Absicht, auf einer Zwangsversteigerung recht gute Sachen für einen recht geringen Preis zu ersteigern. Ohne Gefühl und Teilnahme für die Betrübten, deren Sachen hier feilgeboten wurden, prüften sie alles, kritisierten und taxierten es nach ihrer Schätzung. Von neuem öffnete sich die Thür und ein alter Herr trat ein. Sein Aeußeres verriet sofort den vornehmen Mann. Seiner Haltung nach mußte er ein alter Militär sein. Aller Augen richteten sich staunend auf ihn; kam es doch fast nie vor, daß vornehme Leute sich zu solcher Versteigerung einfanden. Der alte Herr war denn auch nicht gekommen, um hier Geschäfte zu machen. Ohne sich um Käufer und Verkaufsgegenstände zu kümmern, ging er auf das alte Ehepaar zu und begrüßte es freundlich, als wäre er ein alter Bekannter. Teilnehmend erkundigte er sich leise nach ihrer gegenwärtigen Lage und nach der Größe der Summe, um derentwillen sie gepfändet worden seien. Als er alles wußte, wandte er sich um und stieß mehrmals fest mit dem Stock auf den Boden. Die Käufer horchten auf.

„Die Versteigerung findet nicht statt, ihr Leute!“ rief er.

„Der Hausrat wird nicht verkauft. Wo ist der Exekutor?“

„Mit Verlaub, Herr Major“, kam dieser herbei, der den alten Herrn kannte. „Hier bin ich.“

„Wollt Ihr wirklich den kleinen Hausrat wegen der elenden vierzig Gulden verkaufen?“ „Im Auftrag des Gerichts, Herr Major!“

„Nun, schon gut! Schafft nur erst jetzt die Leute fort!“ „Zu dienen, Herr Major. Aber entschuldigen Sie, das Geld . . . .?“

„Ich bezahle es natürlich, das versteht sich! Nur erst hier Lust geschafft! —“

So wurde denn die Versteigerung aufgelöst; die kauflustige Menge verschwand kopfschüttelnd; der Gerichtsvollzieher aber empfing von dem Major sein Geld und ging gleichfalls.

Nun waren Bergers mit ihrem Wohlthäter allein. Ihre Herzen strömten über von Dank gegen Gott, der ihnen so wunderbar aus der Noth geholfen hatte. Unter Thränen dankten sie auch dem Major. Dieser aber wies alles von sich mit den Worten: „Schon gut! Schon gut! Ihr habt da eine Bibel, sehe ich — ich auch. Ihr leset wohl auch darin. — Doch,“ fuhr er fort, „darf ich mir die alten Bücher einmal ansehen?“ Damit ergriff er die Bibel und dann einen heiliegenden lateinischen Psalter und, nachdem er eine Weile hineingeschaut, sagte er: „Kann ich mir dieses Buch einmal mitnehmen?“ „Mit Vergnügen, Herr Major,“ entgegnete Herr Berger; „alles hier gehört ja Ihnen!“ „Nun, so ist es nicht gemeint. Ihr sollt Euer Eigentum nicht verlieren. Morgen, so Gott will, bringe ich Euch das Buch zurück. Und hierfür,“ damit legte der Major einen Gulden auf den Tisch, „kauft etwas zu essen. Morgen hoffentlich sehen wir uns wieder!“ Und ehe die Leute dem alten Herrn danken konnten, war er verschwunden. Obwohl sonderbar in seinem Benehmen, kurz und fast barsch erscheinend, war er ein wahrer Christ mit edlem Gemüt, der gern die Thränen anderer trocknete. Gott hatte ihn zu Bergers geführt, von deren Lage er nichts wußte; die Versteigerung zog ihn an; und er erkannte bald, daß der Herr ihn heiße, hier zu helfen. Das alte Buch nahm er auch eigentlich nur mit, um Gelegenheit zu haben, noch einmal wieder zu den alten Leuten zu kommen. Er fühlte sich zu diesen braven Leuten hingezogen. Allein Gott hatte auch hierin Seinen besondern Plan.

Daheim angekommen, setzte sich der Major still nieder und bat den Herrn, ihm zu zeigen, was man nun wohl weiter für die lieben Alten thun könne. Dabei fiel sein Blick wiederholt auf das Buch, das er mitgenommen. Er nahm es zur Hand und untersuchte es von neuem. Vielleicht hat es für Antiquitätenflesmmler einen gewissen Wert, sagte er sich. Er hatte noch nie ein so altes, interessantes Exemplar gesehen. Es enthielt allerdings nur die Psalmen; aber es war gedruckt im Jahre 1457 und zwar von Fust und Schöffer \*). Um sich zu vergewissern, was wohl das Buch wert sei, begab sich der Major sofort zu seinem Buchhändler, der zugleich ein bedeutender Antiquar war. „Guten Tag,“ begrüßte er ihn, „wollen Sie die Güte haben, dieses Buch einmal anzusehen und mir zu sagen, was es wohl wert sein kann.“ „Mit Vergnügen, Herr Major“, entgegnete der Buchhändler und nahm das Wertstück aus dem Einschlagepapier. Mit scharfem Blick beobachtete ihn der Major und freute sich im Stillen königlich über die bewundernden Blicke, mit welchen der Kenner das alte Wert betrachtete. „Das ist nach Ihrem Geschmack, nicht wahr?“, fragte er dann den erstaunt vom Buche aufschauenden Buchhändler. „Das muß ich gestehen, Herr Major!“ Dieser hätte sich die Hände reiben mögen vor Vergnügen, doch hütete er sich wohl, seiner Freude Ausdruck zu geben. Auch der Buchhändler bedachte jetzt, daß es wohl vorteilhafter gewesen wäre, sein freudiges Erstaunen über den seltenen Schatz sorgfältiger zu verbergen. Allein Geschehenes war nicht mehr zu ändern. Der Major hatte genug gemerkt, um zu wissen, daß das Buch außerordentlich wertvoll sein müsse.

---

\*) Also ein für die Geschichte der Buchdruckerkunst höchst wertvolles Exemplar, denn dies Psalterium ist nach der lateinischen Bibel das erste Druckwerk mit Ort und Datum, das wir kennen.

„Nun, was ist das Ding wohl wert?“ — „Es ist schade, daß der Band schon recht arg mitgenommen ist, besonders an den Ecken. Auch ist jetzt wenig Nachfrage nach diesen alten Sachen. Ueberdies . . . .“

„Ueberdies denke ich vorderhand nicht daran, Ihnen das Buch zu verkaufen. Es ist nicht mein. Geben Sie mir's nur schnell wieder,“ fiel der Major ein, „Ihnen scheint nicht viel daran gelegen zu sein. Mir liegt viel daran. Packen Sie es, bitte, wieder ein; ich nehme es wieder mit!“

„Wollten Sie es verkaufen, Herr Major?“

„Packen Sie's nur ein. Die Sache dauert mir schon viel zu lange!“ sagte der Alte. „Noch einen Augenblick, Herr Major — wollen Sie das Buch nicht verkaufen?“

„Es gehört mir ja nicht.“

„Bitte, nennen Sie mir dann den Eigentümer!“

„Nun, Sie werden ja zugänglich!“

„Ja, Herr Major, ich würde das Buch wohl kaufen.“

„Nun, dann sagen Sie mir zunächst einmal, welchen Preis Sie für das „arg mitgenommene“ Buch zahlen wollen!“

Der Buchhändler überlegte lange, da er einerseits fürchtete, das seltne Stück möchte ihm entgehen und andererseits sich scheute, einen zu hohen Preis zu nennen.

„Ich gebe tausend Gulden dafür,“ sagte er endlich.

„Nun, das ist schon e t w a s. Ich weiß jetzt Bescheid. Leben Sie wohl!“ „Noch ein Wort, Herr Major! Lassen Sie den Eigentümer das Buch nicht verkaufen, ehe ich noch einmal Rücksprache mit ihm genommen habe. Ich werde unterdessen die Liebhaber unter meinen Kunden von dem seltneren Fund in Kenntnis setzen.“

Nach längerem Hin- und Herreden einigten sich der Major und der Antiquar dahin, daß letzterer dreitausend Gulden sofort bar für das Buch auszahlen wolle und



überdies den Gewinn, den er beim Wiederverkauf erzielen würde, mit dem bisherigen Eigentümer teilen wolle. Der Major ließ sich dies schriftlich geben und begab sich mit jubelndem Herzen nach Hause. Er konnte sich nicht genug wundern und dem Herrn danken, der so schnell einen Weg zur weiteren Durchhülfe der alten Bergers gefunden hatte.

Von diesem glücklichen Ereignis hatten die beiden Alten an diesem Abend noch keine Ahnung; aber sie waren dankbar für Gottes wunderbare Rettung aus der augenblicklichen Not. Wußten sie auch noch nicht, wie sich ihr Los in Zukunft gestalten werde, so vertrauten sie doch dem Herrn völlig, daß Er sie auch fernerhin nicht im Stich lassen, sondern sich ihrer gnädig annehmen werde, wie Er es auch heute in so augenscheinlicher Weise gethan. Kein Mensch, ausgenommen der böse Neffe, hatte um ihre schwierige Lage gewußt. Gott aber hatte ihre Bedrängnis gesehen und den Major zu ihnen gesandt, um ihnen zu helfen. Mit dankbarem Herzen legten sie sich, nachdem sie noch den Herrn gepriesen hatten, zur Ruhe.

Am nächsten Morgen gleich teilte ihnen der Major durch einige Zeilen mit, daß das alte Buch wohl ihr Retter aus der Not werden würde. Herr Berger faltete stumm dankend die Hände, als ihm seine Frau, da er selbst weder gut hörte, noch sah, das Briefchen vorlas. Am Abend kam dann der gute Major selbst und erzählte ihnen den ganzen Sachverhalt. Da flossen den lieben Alten die Thränen über die durchfurchten Wangen. Wie wunderbar waren Gottes Gedanken und Wege!

„Nun erzählt mir doch auch,“ sagte der Major, „wie Ihr zu dem alten Buche gekommen seid!“

Da erzählten Bergers denn ihrem Freunde, wie sie in Besitz des lateinischen Psalters gekommen. Als sie in diese, ihre ärmliche Wohnung einzogen, lag eine Treppe

tiefer ein alleinstehender, alter Herr krank. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Seine einstige Wohlhabenheit hatte sich durch viele Verluste in große Armut verwandelt. Dann waren ihm später Frau und Tochter gestorben. Und nun lag er einsam und elend auf seinem Krankenbett.

Berger's hatten bald von der schweren Lage ihres Hausgenossen Kenntniss erlangt und suchten, soviel sie es vermochten, ihm seine Lage zu erleichtern. Der arme Mann besaß nichts mehr, und obwohl unsere Freunde selbst schon mit dem Mangel zu kämpfen hatten, so teilten sie doch dem Kranken von dem mit, was sie hatten.

Als es mit ihm zu Ende ging, wachten Mann und Frau abwechselnd an seinem Bette. In einer Nacht glaubte Frau Berger zu bemerken, daß der Sterbende noch einen Wunsch habe. Nach langem Fragen vernahm sie, daß derselbe gerne noch einmal die Bilder seiner Frau und seiner Tochter gesehen hätte. Dieselben befanden sich mit einigen anderen alten Andenten in einem Kästchen, welches nebst seiner ganzen anderen Habe ins Leihhaus gewandert war. Frau Berger sprach am nächsten Morgen mit ihrem Mann. Freilich wußten sie selbst nicht aus und ein; aber sie brachten es nicht übers Herz, dem Sterbenden den letzten Wunsch abzuschlagen und so wandten sie das Geld, welches ihnen eigentlich selbst not that, daran, das Kästchen einzulösen. Der alte Mann erfreute sich unverkennbar noch sehr an den Bildern. Als er schon zu schwach war, um zu sprechen, forderte er durch Zeichen Papier und Tinte und schrieb undeutlich, doch lesbar: „Meinen Nachlaß vermache ich Familie Berger.“ Hierunter setzte er Namen und Datum. Berger's wichen nicht von dem Sterbelager. Wenn sie dem Leidenden Gottes Wort vorlasen oder für ihn beteten, stimmte er durch Kopfnicken den Worten bei. Sanft und friedlich entschlief er dann.

Als unsere Freunde den sehr geringen Nachlaß ordneten, fanden sie in besagtem Kistchen das Psalmenbuch, welches ihnen durch Gottes Güte nun den großen Gewinn einbrachte.

„Wahrlich,“ rief der Major, als Bergers ihre Geschichte beendet hatten, „wahrlich dieses Buch hat recht.“ Dabei wies er auf den Psalter hin und sagte: „Dort, in Gottes Wort, lesen wir: „Glückselig, wer acht hat auf den Armen! Am Tage des Nebels wird der Herr ihn erretten!“ (Ps. 41, 1.) Und anderswo lesen wir: „Wer des Armen sich erbarmt, leiht dem Herrn; und Er wird ihm seine Wohlthat vergelten.“ (Spr. 19, 17.)

Nicht lange mehr blieben die lieben Alten in der ärmlichen Mietswohnung. Der Major lud sie ein, zu ihm in sein geräumiges Haus zu ziehen. Dort wohnten sie miteinander bis zu ihrem seligen Ende in herzlicher Liebe, bis sie der Herr nacheinander abrief in die ewigen Wohnungen des Friedens.

---

4.

## Der Studentenstreich.

In einem Dörfchen der Umgegend von Göttingen wohnte eine arme, alte Witwe. Sie besaß wohl ein Häuschen mit einem Garten und einem Stücklein Feld; aber das Besitztum war verschuldet, und es war der Witwe immer schwerer geworden, die Zinsen der Schuld zu bezahlen. In den letzten Jahren war ihr dies unmöglich gewesen; der Gläubiger aber verlangte das Geld, und da die Witwe nicht bezahlen konnte, wurde sie verklagt. Das

Gericht urteilte, daß das Haus, der Garten und das Feld verkauft werden sollten. Die Witwe hat hie und da um ein Darlehen; aber überall wurde sie abgewiesen. Sie betete viel und herzlich zu Gott: „Rette mich von meinem Widersacher!“ Aber auch Gott schien taub zu sein, keine Hilfe kam. Aber es schien doch nur so, Gott wollte der armen Frau ganz helfen, darum verzog Er mit seiner Hilfe.

Der Tag des gerichtlichen Verkaufs des Besitztums war gekommen; es fanden sich mehrere Käufer ein, und der Auktionator rief: „Also 400 Thaler zum erstenmale! Bietet niemand mehr? 400 Thaler zum zweitenmal! 400 Thaler“ — „800 Thaler!“ rief laut eine Stimme. Sie kam aus einem Trupp fröhlicher Jünglinge; es waren heitere Studenten aus Göttingen, welche einen Ausflug auf das Land machen wollten und neugierig hier bei der Menge Menschen stehen geblieben waren. Unter ihnen war ein gar reicher Jüngling; dieser hatte die 800 Thaler geboten. Als die Bauern das Gebot hörten, richteten sich aller Augen nach dem Bieter; sie sperrten, wie man sagt, Mund und Nase auf und die Studenten riefen: „Ein köstlicher Spaß! Der Anblick ist 800 Thaler wert! Wenn man's doch gleich malen könnte!“ 800 Thaler war ein hohes Gebot, niemand bot mehr. Der Auktionator rief: „800 Thaler zum ersten-, und zum zweiten-, zum drittenmale!“ schlug mit dem Hammer auf den Tisch, und der Verkauf war beendet. Der Jüngling trat an den Tisch, zahlte 800 Thaler und fragte: „Was habe ich denn gekauft?“ — „Ein Häuschen, ein altes Häuschen!“ riefen lachend viele Stimmen. „Nun, so führt mich zu meinem Besitztum!“

Als er an das Häuschen kam, sagte der Auktionator spottend: „Thut mir leid, daß es kein Schloß ist.“ Der

Jüngling fand in der Stube des Häuschens ein altes Mütterchen, welches bitterlich weinte. „Warum weinst du, liebes Mütterchen?“ fragte der gutherzige Jüngling. „Ach, soll ich nicht weinen“, erwiderte die Alte, „jezt wird mein Haus verkauft; ich muß aus demselben, in welchem ich so viele Jahre gewohnt habe, in welchem mein Mann und meine Kinder gestorben sind, und ich weiß nicht, wohin.“ — „Nun, Mütterchen, trockne deine Thränen; ich habe dein Häuschen gekauft und schenke es dir wieder.“ Die arme Frau glaubte erst, der junge Herr wolle sich einen schlechten Spaß machen; als sie aber merkte, daß es Ernst war, wäre sie vor ihrem Wohlthäter auf die Kniee gefallen, wenn derselbe sich nicht schnell entfernt hätte; aber Gott konnte sie danken, und das that sie inbrünstig.

Mit den 800 Thalern konnte nicht nur die Schuld bezahlt werden, sondern es blieb noch eine ziemliche Summe übrig, durch welche die arme Witwe in den Stand gesetzt wurde, bis an ihr Ende sorgensfrei zu leben. Gott hatte mit Seiner Hilfe verzogen, um völliger zu helfen.

Der Jüngling, welcher zunächst durch seinen jugendlichen Uebermut der rettende Engel der armen Witwe wurde, ist ein wackerer Mann geworden; er ist lange als ein hoher Beamter dem deutschen Vaterlande ein Segen gewesen; viele unserer Leser kennen den Mann wenigstens dem Namen nach, denn es war kein anderer als der Graf Otto zu Stolberg-Wernigeröde, der frühere Vizekanzler des deutschen Reiches, und Stellvertreter des Fürsten Bismarck.

## Die alte Bibel.

Das Jahr 1816 und 1817 war sehr schwer; eine Teuerung drückte das Land, wie es seit dieser Zeit nicht wieder der Fall gewesen ist. Hunderte, Tausende von Menschen mußten damals Hunger leiden, denn die Lebensmittel hatten einen so hohen Preis, daß sie arme Leute gar nicht kaufen konnten. Die Hungersnot brachte schwere Krankheiten für alt und jung, und die Totengräber hatten viel zu thun, ganze Familien starben aus.

In dieser Zeit der großen Not, an welche sich jetzt nur noch die ältesten Leute erinnern, hat Gott wunderbar erhalten und geholfen, ähnlich wie Er Gottlieb Unger in der Teuerung 1771 erhielt, wie viele der Leser wohl aus ihrem Schulbuche wissen. Die göttliche Wunderhilfe erfuhr auch der Weber Andreas Hiller in Wildorf in Württemberg.

Derselbe zeigte sich zwar am frühen Morgen an seinem Webstuhl, und das Schiffllein flog mit großer Eile bis in die späte Nacht hin und her; aber der Weberlohn war klein und reichte nicht für sich, sein Weib, einen achtjährigen Knaben, ein fünfjähriges Mädchen und einen Säugling. Gar oft streckten die Kinder die Hälse, um nachzusehen, ob denn die Suppenschüssel schon ganz leer sei; sie suchten die kleinsten Bröckchen, und das Aufwaschwasser wurde nicht einmal trüb. Hiller war als ein braver Mann bekannt, daher hatte ihm ein wohlhabender Mann 50 Gulden geliehen; aber die waren verbraucht, so sparsam man auch gewesen war; die Not hielt immer noch an, und niemand konnte und wollte dem armen Weber weiter noch etwas leihen.

Es war Mitte Mai 1817, an einem Sonntagnachmittage, der Himmel war blau, die Sonne strahlte, die

Bäume standen in der schönsten Blüte; die Schwalben schwirrten, die Lerchen jubilierten — die Natur war im schönsten Schmucke. Aber was nützt alle äußere Pracht, wenn der Hunger plagt, und zumal, wenn man tief betrübt ist. Hiller war mit den Seinen ausgegangen, um seinen Kartoffelacker zu besehen, der sie ernähren sollte. Aber da zeigten sich erst feine grüne Spizlein, und Hiller sagte: „Ja, das wird noch lange dauern, bis wir die ersten Kartoffeln holen können. Die Arbeit nimmt ab; niemand stellt einen Tagelöhner an; Keller und Küche sind leer, woher nehmen wir Speise bis zur Ernte? Was soll's noch werden?“

Die Frau, obgleich auch sie im Blicke auf ihren Mann und ihre Kinder, welchen man im Gesichte den Hunger ansah, sehr litt, war doch tapferer als ihr Mann. „Höre, Andreas,“ sagte sie, „in guten Tagen ist freilich gut glauben und auf Gott vertrauen; aber es wäre doch eine Sünde, wenn wir jetzt in den schweren Zeiten verzagen wollten; ich bleibe dabei:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten  
Und hoffet auf Ihn alle Zeit,  
Den wird Er wunderbar erhalten  
In allem Kreuz und Traurigkeit.  
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Der Weber wurde stille, trat den Rückweg an, setzte sich in der kleinen Stube hinter den Tisch und schlug in seiner großen Bibel den Pfalter auf. Das Buch hatte er vor ungefähr zwei Jahren in der Stadt von einem Trödler gekauft. Es war in Leder und Holzdeckel gebunden, mit Messingbeschlägen und hatte groben Druck.

Er schlug den 23. Psalm auf: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln.“ Hiller dachte an die

leeren Tröglein, Kröpfe und Töpfe, an den leeren Geldbeutel und an den Hunger der Seinen; er schüttelte ob solcher Verheißung mit dem Kopfe, las aber doch weiter bis Vers 3: „Er erquicket meine Seele —“ da war die Seite zu Ende, und Hiller schlug um; aber die Fortsetzung paßte nicht zu dem Vorausgegangenen, und Hiller merkte, daß er zwei Blätter umgeschlagen hatte. Er wollte den Fehler verbessern und entdeckte, daß zwei Blätter an den Ecken zusammengeklebt waren. Er nahm ein Messer und trennte sie behutsam. Wie erstaunte er! Ein feines Papier mit der Zahl 50 in zwei Ecken und Worten, welche er nicht verstand, befand sich dazwischen. Er brachte den Fund seinem Weibe, welches in der Küche war; aber auch die wußte nicht, was sie aus dem sonderbaren Zettel machen sollte. Damals kannten die gewöhnlichen Bürger- und Bauersleute kein Papiergeld. Hiller wurde mit seiner Frau einig: „Morgen gehe ich nach der Stadt und frage bei dem Kaufmanne wegen meines Fundes.“

Als Hiller am andern Tage dem Handelsherrn den Schein wies, sagte dieser: „Weber Andres, wie seid ihr zu dem Dinge gekommen? Das ist eine gute englische Banknote, die 50 Pfund (etwa 1000 Mk) gilt.“ Der Weber konnte vor Erstaunen zuerst gar nicht reden, dann erzählte er den ganzen Vorgang in treuherziger Weise. Der Kaufmann sagte tief gerührt: „Andres, das hat Gott gethan! Da, nehmt einstweilen 20 Kronenthaler für die erste Not; bis morgen will ich die Banknote einwechseln, dann könnt ihr das Uebrige holen.“ Frohlockend ging der plötzlich reich gewordene Weber nach Hause, und zwar so schnell, daß er bald die Botenfrau, die ihm an der Waldecke begegnete, umgerannt hätte, so daß die erschrockene Frau fragte: „Wo brennt's denn? Wo brennt's denn, Weber?“



Des andern Tages gingen der Weber und seine Frau zur Stadt und erhielten das übrige Geld. Dann besuchten sie den Trödler, von welchem sie die Bibel gekauft hatten, und fragten: „Von wem haben Sie die Bibel gekauft?“ — „Ja“, sagte dieser, „mit der hat's eine sonderbare Bewandtnis. Die gehörte einem hiesigen Bürger, der in seiner Jugend auf der Wanderschaft unter die Holländer geraten war, die zwangen ihn, Matrose zu werden. Da es ihm bei den Holländern nicht gefiel, ging er zu den Engländern. Da wurde er in einer Seeschlacht ziemlich schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung kam er in seine Heimat zurück, wo er mehrere Jahre von seiner schönen Pension gelebt hat. Angehörige hat er nicht mehr, und so scheint es, er hat dem lieben Gott einen Teil seines Nachlasses überlassen, und das Geld ist gewiß in die rechten Hände gekommen. Ich habe das Bibelbuch verkauft, ohne von dem Schatz zu wissen, sonst hätte ich ihn für mich behalten. Ihr habt das Bibelbuch gekauft, wie es war, also habe ich keinen Anspruch auf das Geld.“ Alle drei freuten sich des unverhofften Glückes.

Das hochbeglückte Ehepaar eilte nach Hause und dankte Gott herzlich für Seine Hilfe. Aber nicht nur mit Worten; etliche arme Nachbarn und Freunde wurden mit Darlehen erfreut. Im nächsten Jahre konnte sich Hiller ein eigenes Häuschen kaufen. Die Bibel gilt aber heute noch in der Familie als ein Heiligtum.

Der damals achtjährige Knabe wurde später ein wackerer Lehrer, der im Jahre 1873 gestorben ist. In besonders feierlichen Stunden, wenn er von der Baterntreue Gottes sprach, erzählte er seinen Schülern unter tiefer Bewegung von jener wunderbaren Gotteshilfe.

---

## Der Rabe.

Der Kleinbauer Dobry wohnte in einem Dorfe unweit der Residenzstadt Warschau im Polenlande. Er war von deutscher Abkunft, Art und Herzen, fleißig und sparsam; doch erwarb er kaum so viel, als er brauchte. Denn er hatte ein Häuflein Kinder, welche noch nichts verdienen konnten, aber sehr gesunden Appetit hatten. So kam es, daß Dobry von seinem Getreide wenig verkaufen konnte. Aber das machte dem Vater wenig Sorge; auf dem Hofe Dobrys war man fröhlich und guter Dinge, wie es Gott gefällt.

So lange Dobry seine Abgaben bezahlen konnte, ging es von Tag zu Tage; man hatte zur Genüge, und mehr begehrten der Hausvater und die Hausfrau nicht.

Jedes Jahr kam ein Gast zu der Familie und wurde sehr gern gesehen. Es war ein ernster Gesell, trug schwarzen Frack und Hosen, ging gravitatisch und hatte eine lange Nase, kluge Augen und eine tiefe Stimme. Wenn der Schnee fiel, klopfte er an, aber nicht an die Thür, sondern an das Fenster, Einlaß begehrend. Es war ein alter Rabe, den Dobrys Großvater aus dem Nest genommen, groß gezogen und gezähmt, darauf aber ins Freie gesetzt hatte, weil's dem Schwarzrock im Sommer in Feld und Wald besser gefiel, als in der Bauernstube. Kam aber der Winter, so bezog er seine Winterresidenz in Dobrys Bauernhause, wo allerlei Kurzweil und Spässe seiner warteten. Die Kinder hatten den ganzen Sommer keine höhere Erwartung, als die Ankunft des schwarzen Spielfkameraden. Ob er noch lebt? Ob er noch so steif marschieren kann? Ob er sich noch auf des Vaters Kopf setzt? Ob er noch seinen Schlafwinkel findet? Ob er

noch die Kaze jagt? Ob er sich noch hinter den Ohren kratzt? fragten sie immer und immer wieder. Aber auch die alten Dobry's mochten den Gast nicht missen. War er doch, wie nun den Kindern, so auch vor dreißig Jahren dem Vater zum Spiel und zur Lust zugeflogen.

Bis jetzt hatte der Kabe in seiner Winterresidenz mehr Lust- als Trauerspiele zu sehen und zu hören bekommen. Aber ein Hagelschlag suchte das Land heim, und Dobry hatte Geld leihen müssen, um seine Abgaben bezahlen zu können. Es wurde auf die nächste Ernte gerechnet, aber diese mißrieth. Doch Dobry verlor das Gottvertrauen und daher den Mut noch nicht. Er gedachte, im Frühjahr sein Gütchen zu verkaufen, die Schulden zu bezahlen und nach Rußland auszuwandern. Doch der hartherzige Gläubiger wollte nicht so lange Geduld haben. Eines Tages drang er mit Gerichtsdienern in Dobry's Haus, nahm die letzte Kuh aus dem Stalle, Holz vom Boden und die Betten aus den Kammern und drohte Dobry: „Wenn die Schulden nicht bezahlt werden, komme ich in vierzehn Tagen wieder, lasse dich ins Gefängnis werfen und deinen Hof verkaufen.“ Alles Bitten und Flehen half nichts, der Gläubiger war hart wie Stein. Kein Holz, kein warmes Bett, kein Geld zu Brot und keine Hoffnung auf Hilfe von Menschen; draußen aber der beginnende Winter! Da fing auch Dobry an zu zagen und zu klagen.

Der Herr aber, der Elias am Bache Brot reichen ließ, wollte sich auch in dem Dorfe bei Warschau als mächtigen Helfer offenbaren, denn Weg' hat Er allerwegen, und an Mitteln fehlt's Ihm nicht.

„Der Kabe ist da! Der Kabe ist da!“ riefen eines Morgens die Kinder ihren Eltern in solcher Herzlichkeit zu, als wäre es noch fröhliche Zeit wie früher. Und er war

da ; er saß draußen auf dem hohen Rußbaume und wegte den Schnabel. Er hatte diesmal lange auf sich warten lassen, und die Kinder hatten schon oft gefragt : Ob wohl der Jäger ihn geschossen hat ? Ob er wohl verhungert ist ? Ob ihn wohl jemand gefangen hat ? Jetzt saß er auf der Fensterbank und krächzte, als wollte er sagen : Laßt mich ein ! „Komm nur herein !“ rief ihm Dobry zu und öffnete das Fenster. „Komm nur herein und nimm vorlieb mit uns. Wir sind zwar arm wie du ; aber was wir noch haben, wollen wir mit dir teilen. Komm, alter, treuer Freund, wir haben dich noch lieb.“ Und der Rabe flog durchs Fenster auf den Tisch und ließ sich von Dobry streicheln, der schluchzend vor ihm stand und nicht mehr sprechen konnte. Das Tier aber sah sich rings um und schaute allen ins Gesicht, als wollte er fragen : Warum weint ihr und warum seid ihr so traurig ? Dann aber fing er selbst an, kläglich zu krächzen. Die Kinder reichten ihm Brot, aber er fraß nicht ; sie lockten ihn hier- und dorthin, aber er kam nicht, sondern er hob seine Flügel und schaute nach dem Fenster. Man sah, er wollte fort. Dobry öffnete das Fenster, und fort war der Vogel und kam nicht wieder. Es wird ihm bei uns nicht gefallen, sprachen traurig die Kinder, denn er war gar nicht vergnügt und hat wenig gefressen.

Indessen kam der entscheidende Tag immer näher. Vergebens bat Dobry den Gläubiger, derselbe wich keinen Schritt, und anderen Menschen klagte Dobry ebenfalls vergebens seine Not. Nur ein Weg blieb übrig : der des Gebets, und auf diesem fand man Dobry jeden Tag in dem Bauernhause. Als eine Erhörung seiner Gebete sah es Dobry an, daß der Gläubiger noch acht Tage warten wollte. Wie aber Gott weiter helfen würde, ahnte der geängstigte Vater noch nicht, und am Abend fing er laut

an zu weinen. Da liefen die Kinder auf ihn zu und suchten ihn zu trösten. Alle fielen auf die Kniee, und Dobry stimmte das Lied an: „Befiehl du deine Wege.“ Thränen und Seufzer begleiteten den Gesang. Und ehe sie noch ausgebetet, war das Ende ihrer Not da.

Es pochte ans Fenster, und, o Freude! der Rabe war da und hüpfte fröhlich durch das geöffnete Fenster auf den leeren Tisch mitten zwischen die Betgemeinde. „Was hat er den in seinem Schnabel?“ riefen die Kinder neugierig, „das glitzert ja so prächtig.“ Der Rabe aber flatterte gerade auf Dobry zu, legte ihm das glänzende Ding in die Hand, krächzte laut, rüttelte und schüttelte sich, blies sich auf und weckte einmal über das andere den Schnabel an Dobrys Lederhosen. Dobry wollte aber seinen Augen nicht trauen, als er einen Ring voll großer Edelsteine in seiner Hand sah. Niemand konnte den Wert des Ringes schätzen, nur Dobry merkte so viel davon, daß er voll Freude seinem Weibe um den Hals fiel und ausrief: „Marie, das ist Hilfe! Gott sei ewig Dank!“ Wenn der Ring nur 100 Thaler wert ist, dachte der glückliche Vater, so sind wir vor dem Neußersten sicher. Auch die Kinder ahnten etwas von der Wandlung der Dinge aus den fröhlichen Augen des Vaters, der den treuen Raben streichelte und liebte, wie es in guten Stunden sein Brauch gewesen war.

Aber bald besann sich Dobry, und er fragte sich: Aber wie; ist denn der Ring auch dein eigen? Solltest du dein Gewissen beschweren mit gestohlenem Gut? Ist nicht der Fehler so gut wie der Stehler? Aber wo ist der Herr des Ringes? „Alter,“ sprach er darauf zu dem Raben, „wem hast du den Ring gestohlen? Was soll mir das fremde Gut?“ Der Rabe aber hatte, wie alle Raben, ein weites Gewissen und wollte nichts von den Bedenken

seines Wirtes hören. „Krapp! krapp!“ war seine einzige Antwort, und sollte nichts anderes heißen als: Hab! hab! Ich hab ihn, was geht's dich an, woher?

„Marie“, sagte Dobry zu seinem Weibe, „den Ring müssen wir wieder zurückgeben, mag er gehören, wem er will. Ehrlich währt am längsten. Schickt uns Gott ein Glück zu, so wird es uns bleiben. Schickt aber der Teufel eine Versuchung, so darf's ihm mit uns nicht gelingen.“ Diese Worte weckten einen harten Kampf in der Mutter; dennoch war der Sieg bald entschieden. „Lieber in Ehren arm, als in Schande wohlhabend; lieber vor Menschen erniedrigt, als von Gott verstoßen!“ sagte sie. Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm. Weg' hat er allerwegen. Dabei blieb's, und die Eheleute gingen zur Ruhe mit dem Beschluß, den Ring an seinen Herrn zu bringen.

Am anderen Morgen ging Dobry zum Pfarrer, von welchem allein er Rat und Anweisung zu erhalten sich getraute. Derselbe war ein freundlicher Herr, welcher auch Dobry's Not und Sorgen kannte. „Nun, was bringt Ihr mir?“ fragte er. „Ich weiß, wo Euch der Schuh drückt und möchte Euch gern helfen; aber ich kann nicht.“ — „Ich weiß es wohl“, entgegnete der Bauer; „aber ich glaube, Ihr könnt mir heute doch helfen.“ Und nun erzählte Dobry, was geschehen, und schloß: „Aber der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der hat auch meinen Wagen wieder aus dem Sumpf gezogen und hat einen Raben vorgespannt.“ — „Einen Raben? Wie meint Ihr das?“ unterbrach der Pfarrer Dobry. „Ja, nichts anderes,“ beteuerte der Bauer und erzählte, und als er bis zu dem Ringe kam, griff er in die Tasche und hielt dem erstaunten Pfarrer den Ring hin. „Da ist er!“ Der Pfarrer las die Inschrift des

Ringes und rief: „Mein Gott, das ist ja unseres Königs Siegelring! Da steht ja: Stanislaus Rex. Ja, Dobry, nun kann und will ich Euch helfen. Ich will dem Könige alles melden und ihn in das Herz eines ehrlichen, treuen Untertanen schauen lassen. Geht ohne Sorgen heim; Ihr sollt nicht lange im Dunkeln sitzen.“

Der schöne Sommer war bei Dobry eingetreten, als er durch die Pfarrhausthür auf die Straße trat, wiewohl ihm dicke Schneeflocken auf die Pelzmütze fielen. Nur zu! nur zu! sprach das Bäuerlein, du hast mir am längsten wehgethan. Was wird Marie sagen, wenn sie hört, wess' der Ring ist und was der Pfarrer thun will! Ja, ja, die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler. Sollt ich meinem Gott nicht singen, sollt ich Ihm nicht dankbar sein?

So ging er im Selbstgespräche seinem Gehörte zu. Am Fenster stand sein Weib, dem er freundlich zunickte. In der Stube ging es bald darauf fröhlich zu; Dobry drückte ein Kind nach dem andern ans Herz, blieb zuletzt vor allen stehen und erzählte, was er auf der Pfarrei gehört hatte. Als die vier ältesten Kinder hörten, daß der Ring des Königs Ring sei, hüpfen sie vor Freuden in die Höhe. Sie waren schon manchmal mit dem Vater in Warschau gewesen, hatten vor dem Schloß gestanden und den König mit sechs Schimmeln über den Schloßplatz fahren sehen. König Stanislaus war ein gar freundlicher Herr und einer der besten Fürsten seiner Zeit.

Noch waren keine zwei Tage um, als ein vornehmer Schlitten mit vier Pferden bespannt durchs Dorf fuhr und vor der Pfarrwohnung hielt. An dem Mann im Treppenhut und dem Wappen des Geschirrs erkannten die Leute, daß es ein königlicher Wagen war. Die Bauern traten aus der Thür und die Kinder sprangen dem

Schlitten nach. Was ist denn auf der Pfarre los? Was hat denn unser Herr Pfarrer begangen, daß ihm ein Schlitten vom Könige geschickt wird. Sie sollten sich noch mehr wundern, als sie sahen, wie der Schlitten mit dem Herrn und ihrem Pfarrer vor dem Hause Dobry's anfuhr und bald Dobry im Sonntagsrock einstieg. Der Kabe setzte sich hinten auf den Schlitten, wie ein Bedienter.

Unterwegs aber ward's Dobry doch etwas bange. Der Kammerdiener und der Pfarrer mußten ihre Redekunst aufbieten, ihn zu ermutigen. „Der König“, sprach jener, „hat sich über Eure Ehrlichkeit sehr gefreut und von einem ehrlichen Lohne gesprochen, wenn es der Mann bedürfe.“

Jetzt hielt der Schlitten an der Schloßstreppe. Dobry ward dem Könige vorgeführt und von der leutseligen Gnade desselben so beherzt worden, daß er bald nach seiner Art erzählte, wie es sich mit dem Ringe zugetragen habe. Der Verlust des Ringes hatte im königlichen Schlosse viel Aufsehen gemacht; man sah die nächsten Hausbedienten mit bedenklichen Augen an, fürchtend, sie wären die Diebe. Nun war allem Gerede ein Ende gemacht und die Treue der Diener in ein helles Licht gestellt. Es stellte sich auch heraus, daß an jenem Abend die Fenster des königlichen Schlosses einige Stunden geöffnet und gleich darauf der Ring vermißt worden war.

Man machte die Probe, legte den Ring auf den Tisch, öffnete die Fenster und stellte sich beiseite. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Kabe durch das Fenster auf das Kleinod zu und trug es zur Ergözung aller in die Hand des Bauersmannes, seines geliebten Herrn.

Und der Lohn? Ein Jahr darnach stand in Dobry's Gehöfte an Stelle des haufälligen Hauses ein geräumiges,



nettes Wohnhaus und links daran ein neugebeffertes Stallgebäude, in welchem ein paar wohlgenährte Kühe blökten. Auch die Schulden waren durch des Königs Guld bezahlt worden. Dobry war einer der reichsten Bauern geworden.

Dem alten Raben wurde alle Ehre angethan; er hatte freies Quartier und freie Station und ward nicht gescholten, wenn er hin und wieder hinter dem Rücken der Hauswirthin etwas stahl. Dobry und seine Kinder aber blieben Gott dankbar nur eingedenk des Spruches, den er über das Hofthor hatte schreiben lassen:

„Sein Thun ist lauter Segen,  
Sein Gang ist lauter Licht.“

---

7.

## Georg Neumark,

der Dichter des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Der dreißigjährige Krieg war vorüber und Deutschland ruhte von der Blutarbeit aus. Es war etwa ums Jahr 1650, zwei Jahre nach dem Friedensschluß. Um diese Zeit lebte ein junger Mann in einer der engsten und schmutzigsten Gassen Hamburgs. Niemand besuchte ihn; und alles, was die Leute im Hause von ihm wußten, war, daß er während des größten Theils des Tages sein Violoncell mit solchem Geschick und Ausdruck spielte, daß um seine Thür sich allezeit Horcher drängten und auf sein Spiel lauschten. Er war gewohnt, um Mittag auszugehen und in einem armfeligen Kosthaus zu essen, das

vornehmlich von Bettlern besucht wurde; außerdem pflegte er noch ab und zu in der Dämmerung das Haus zu verlassen mit einem unkenntlichen Gegenstand unter dem fadenscheinigen Rock, man hatte bemerkt, daß er seine Rechnung stets am Tage darauf bezahlte. Frau Johansen, seiner Wirtin, war das natürlich nicht entgangen. Neugierig wie sie war, folgte sie ihm eines Abends unbemerkt nach und fand zu ihrem Leidwesen, daß er in den Laden eines wohlbekannten Pfandleihers einkehrte. Jetzt wurde ihr alles klar, und die gutherzige Frau war sofort entschlossen, ihm zu helfen, wenn sie könnte.

Wenige Tage darauf pochte sie an seine Thür. Es jammerte sie von Herzen, als sie im Zimmer nichts weiter fand, als ihre eigenen dürftigen Möbel; was sonst noch darin gewesen, war verschwunden, ausgenommen das ziemlich gebrauchte Violoncell, welches in der einen Fensterecke stand, während der junge Mann in der anderen saß und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Herr Neumark“, sagte die Frau, „nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu besuchen; aber da Sie seit zwei Tagen nicht ausgegangen sind und wir gar keine Musik gehabt haben, dachte ich, Sie möchten krank sein. Wenn ich irgend etwas für Sie thun könnte —“

„Danke, meine Gute“, antwortete er matt und mit einem Tone schmerzlicher Dankbarkeit; „ich bin nicht bettlägerig und habe kein Fieber, aber ich bin unwohl, recht unwohl.“

„Aber dann sollten Sie jedenfalls zu Bette gehen.“

„Nein“, erwiderte er schnell und wurde über und über rot.

„Doch, Sie müssen“, rief Frau Johansen zuversichtlich. „Nun lassen Sie mich mal eben machen. Ich bin

eine alte Frau, alt genug, Ihre Mutter zu sein, und ich will gleich mal nachsehen, ob Ihr Bett in Ordnung ist.“

„Bitte, machen Sie sich keine Umstände“, erwiderte er und sprang schnell vor die Schlafstübenthür.

Es war indessen zu spät; denn die gute Frau hatte bereits gesehen, daß da nichts war, als ein Strohsack und derselbe abgetragene Mantel, in dem er seine abendlichen Ausgänge besorgte.

„Meine gute Frau“, sagte Neumark schnell, „Sie sind vielleicht besorgt, daß ich meine nächste Miete nicht bezahlen werde, aber seien Sie nur ganz getrost; ich bin arm, aber ehrlich. Es ist ja manchmal schwer genug, aber bis jetzt bin ich noch nie ganz mittellos gewesen.“

„Herr Neumark“, erwiderte sie mit einigem Zögern, und indem sie all ihren Mut zusammennahm, „wir haben selber nicht viel, aber manchmal mehr als genug, so zum Beispiel heute, und da Sie noch nicht ausgewiesen sind, wenn Sie mir's erlauben wollen —“

Der junge Mann wurde abermals blutrot, stand auf, ging im Zimmer auf und ab und sagte dann mit augenscheinlicher Anstrengung: „Sie haben Recht, ich habe heute noch nicht gegessen. Ich —“

Ohne auf ein einziges Wort weiter zu warten, hatte die Frau das Zimmer verlassen und kehrte in wenigen Minuten mit einer tüchtigen Mahlzeit zurück. „Nichts für ungut“, sagte sie, als das Essen vorüber war, „aber Sie sind sicher nicht von hier; kennen Sie irgend jemand in der Stadt?“

„Nein, niemand. Ich bin fremd hier; und Sie sind die erste, die mir freundlich zugesprochen hat; Gott vergelt' es Ihnen.“

„Nun gut, wenn es nicht unhöflich erschiene, möchte ich Sie gern einiges fragen. Wer sind Sie? Wo sind

Sie her? Was ist Ihr Geschäft? Sind Sie ein Musiker? Leben Ihre Eltern noch? Was thun Sie in Hamburg?"

Nicht, daß sie schon zu Ende gewesen wäre; aber der Atem ging ihr aus; so hielt sie inne. Der junge Mann lächelte über seinen gutmütigen Examinator und begann: „Mein Name ist Georg Neumark. Meine Eltern waren arme Stadtleute in Mühlhausen und sind beide tot. Ich bin dort vor 29 Jahren geboren, am 16. März 1621. Wir haben dort seither harte Zeiten gehabt; und ich habe mein täglich Brot mit Thränen essen, ja oft mit Thränen erst suchen müssen. Aber ich darf nicht ungeduldig werden, nicht murren und sündigen gegen den Herrn, meinen Gott. Ich weiß, daß Er mir am Ende helfen wird.“

„Aber wie dachten Sie denn Ihren Lebensunterhalt hier zu verdienen?“ unterbrach ihn die Wirtin.

„Ich habe die Rechte studiert; und darin, fürchte ich, habe ich ein verhängnisvolles Versehen gemacht, da ich sowohl von Natur als aus Liebe zu meinem Heiland ein Mann des Friedens bin und keine Neigung zu diesen Streitereien und Prozessen habe. Hätte ich meines Gottes Willen besser verstanden, als ich diese Studien anfing, es wäre besser gewesen. — Aber ich will weiter erzählen: Zehn Jahre lang habe ich Hunger und Durst gelitten auf der lateinischen Schule in Schleusingen, einer kleinen Stadt in der Nachbarschaft meines Geburtsortes, wo ich lernte, daß die Weisheit der Welt mir kein Brot geben würde. Dann ging ich, 22 Jahre alt, nach Königsberg, die Rechte zu studieren. Es war weit zu reisen, aber ich floh vor dem greulichen Kampfe, der mein Vaterland verwüstete. Ich entranm den Schrecken des Krieges aber nur, um in gleich große Schrecknisse des Feuers zu geraten: bald hatte ich in den Flammen all' meine Habe

bis zum letzten Heller verloren und war zum Bettler geworden."

"Armer Mann, brachte Sie das nicht zur Verzweiflung?"

"Ich mag nicht besser erscheinen, als ich war. Wie ich in der großen Stadt um's tägliche Brot zu ringen hatte, ohne Freund und ohne Beistand, entfiel mir das Herz, aber der liebe Gott erbarmte sich meiner, und ich lernte mein Kreuz tragen und war wohl an Leib und Seele."

"Aber wovon lebten Sie denn?"

"Von der Gabe Gottes. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ein Poet bin, und Sie haben wohl auch gehört, daß ich einige Fertigkeit im Violoncellspielen habe, und so fand ich nach und nach Freunde und Wohlthäter, die mir halfen, freilich kärglich genug."

"Und Sie blieben in Königsberg, bis Sie hierher kamen?"

"Nein", antwortete er mit einem tiefen Seufzer.

"Nach fünf Jahren ging ich nach Danzig, in der Hoffnung, dort mein Brot verdienen zu können, und als diese Hoffnung mich betrog, ging ich weiter nach Thorn; da ging es mir über Erwarten gut. Gott führte mir manche teure Seele zu, die mich als Freund und Bruder aufnahm. Aber trotz alledem konnte ich keine Anstellung finden, und so beschloß ich endlich, in meiner Vaterstadt zu suchen, was mir anderwärts verweigert ward. Hamburg lag auf meinem Wege, und wie ich hier durchkam, kam es mir vor, als wenn eine Stimme zu mir sagte: 'Bleibe hier, so wird dich Gott versorgen.' Aber es muß die Stimme meines eigenen Willens gewesen sein, denn Sie wissen, daß es mir hier nicht gerade glänzend geht."

"Aber sagen Sie mir doch", sagte die Wirtin, "was für eine Anstellung suchen Sie denn?"

„Wenn es Gottes Wille wäre, könnte ich mir wohl mein Brot mit der Feder in irgend einem Schreiberposten verdienen, wäre schon damit zufrieden.“

„Dann sind Sie also kein Musiker?“

„Ja, ich bin's und bin's auch wieder nicht. Ich kann ein wenig spielen, so zu meinem Vergnügen, aber nicht, um mir mein Brot zu verdienen. Diese Geige ist mein einziger Freund in der Welt.“

„Gute Frau“, sagte er mit einem matten Lächeln, „ich könnte Ihnen viel erzählen von der wunderbaren Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen mich in all' meinem Elend. Ich habe freilich jetzt nichts mehr als diese liebe, alte Geige; aber Sie kennen Herrn Siebert. Bei dem ist eine Schreiberstelle offen; er wird mein Gesuch um dieselbe heute beantworten. Ich glaube, es ist jetzt gerade die Zeit, wo ich ihn sprechen sollte; Sie entschuldigen mich wohl.“

Nathan Hirsch, der jüdische Pfandleiher, wohnte in einer der engen, krummen Gassen, die nach dem Hafen führen. Spät am Abend trat ein junger Mann in faden-scheinigem Anzug in den dumpfigen Laden.

„Guten Abend, Herr Neumark“, sagte der Jude. „Was bringt Sie her so spät? Haben Sie keine Geduld bis morgen?“

„Nein, Nathan, wenn ich bis morgen gewartet hätte, wäre ich vielleicht gar nicht mehr gekommen. Was wollen Sie mir für dieses Violoncell geben?“

„Nun, was soll ich machen mit solche große Fiddel?“ näselte der Jude.

„Das wissen Sie ganz gut, Nathan. Stellen Sie sie da in die Ecke hinter die Kleider, wo sie niemand sieht. Nun, was wollen sie mir dafür geben?“

Nathan nahm sie, besah sie von allen Seiten und

sagte, als er sie wieder hinlegte: „Was ich Ihnen will geben? Für dies; für einen Groschen Holz und ein paar alte Saiten? Ich habe gesehen Geigen mit Silber und Perlmutter; aber hier ist nichts als Holz.“

„Hören Sie“, sagte Neumark, „ganze fünf Jahre habe ich gespart, Heller um Heller, ganze fünf Jahre habe ich Hunger und Not gelitten, bis ich die fünf Kronen hatte, dies Instrument zu kaufen. Leihen Sie zwei darauf. Sie sollen drei haben, wenn ich es wieder auslöse.“

Der Jude schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Zwei Kronen, hat er gesagt? Was soll ich thun damit, wenn Sie's nicht einlösen?“

„Nathan“, sagte der junge Mann mit gedämpfter, aber fester Stimme, „Sie wissen nicht, wie meine ganze Seele in dieser Violine steckt. Sie ist mein irdisches Vermögen, mein einziger Freund hier auf Erden. Sie würden wohl lieber meine Seele nehmen, wenn's ginge?“

„Warum nicht? Und würden Sie sie nicht auslösen, so wäre sie mein. Aber was könnte der Jude thun mit Ihrer Seel'?“

„Bist Jude! Aber es war meine eigene Schuld. — Der Heiland, den dein Volk gekreuzigt hat, hat meine Seele teuer erkauft und erlöst, und ich bin Sein. Ich habe aus Verzweiflung so leichtthin geredet. Aber Sein bin ich, und Er wird mich nimmer in Not lassen. Es ist schwer, daß ich das Beste und Teuerste opfern soll. Aber Er wird mir helfen. Ich werde dir meine Schuld bezahlen.“

„Junger Mann, Sie werden mich nicht betrügen mit solchen thörichten Hoffnungen. Haben Sie nicht gesagt das letzte Mal, ein reicher Kaufmann würde Ihnen helfen?“

„Siebert? Ja, ich bin zur bestimmten Stunde zu ihm gegangen, aber er sagte, ich käme zu spät, der Platz sei schon vergeben.“

„Ich handle mit Ihnen, nicht mit anderen Leuten; nehmen Sie weg Ihre große Fiddel.“

„Nathan, Sie wissen, ich bin fremd hier. Denken Sie daran, wie Sie einst fremd waren und der Christ dem Juden half. Ich kenne niemand als Sie. Geben Sie mir wenigstens anderthalb Kronen.“

„Anderthalb Kronen! Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß kein Kaufmann kann geben anderthalb Kronen für ein Stück Holz, was ist wert einen Groschen?“

„Sie sind ein harter, grausamer Mann.“ Mit diesen Worten ergriff der junge Mann sein geliebtes Violoncell und lief aus dem Laden.

„Halt, halt, junger Mann“, rief der Jude, „Handel ist Handel. Ich will Ihnen geben eine Krone.“

„Anderthalb, Nathan. Morgen muß ich eine Krone bezahlen; wovon soll ich denn leben? Erbarme dich!“

„Ich habe geschworen, daß ich nicht will geben anderthalb, aber aus alter Freundschaft will ich geben ein und ein viertel; aber verstehen Sie, mit einem Sechser Zinsen auf jeden Gulden für acht Tage und einen Groschen für die nächste Woche; und können Sie mir dann nicht bezahlen, so ist sie mein. Aber, was soll ich nur anfangen mit diesem Stück Holz?“

„Es ist schwer, aber ich muß mich fügen. Möge sich Gott meiner erbarmen.“

„Nu, Er ist ein guter und treuer Gott, der Gott Abrahams, und hat auch mir geholfen; sonst könnt' ich's nicht thun, zu verlieren so viel bei 'nen Handel, wie dieser. Zwölf Sechser und vierundzwanzig macht achtzehn Groschen. Es bleibt sich gleich, ich will's jetzt abziehen, so brauchen Sie nicht zu kommen wieder.“

Neumark antwortete nichts. Er starrte auf sein Violoncell, während die Thränen ihm über die Backen rannen.



„Nathan, ich habe nur eine Bitte. Sie wissen nicht, wie schwer es mir wird, mich von dieser Violine zu trennen. Zehn Jahre lang haben wir zusammengehalten. Wenn ich nichts hatte, hatte ich dies Instrument; in meinem größten Elend sprach es zu mir und sang allen meinen Mut und meine Hoffnung zu mir zurück. Ich hätte Ihnen ebensowohl mein Herzblut geben mögen, wie diesen geliebten Tröster. Von allen betäubten Herzen, die Ihren Liden verlassen haben, ist nie eines so traurig gewesen, wie meines heute.“ Seine Stimme versagte, und er hielt einen Augenblick inne.

„Nur diesen einzigen Gefallen müssen Sie mir thun, Nathan, und mich noch einmal auf meinem Violoncell spielen lassen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er darauf zu.

„Halt“, schrie der Jude mit aufgeregter Stimme; „mein Liden sollte schon sein geschlossen seit einer Stunde, wär's geblieben offen nicht Ihretwegen und wegen Ihrer Fiddel. Kommen Sie morgen oder lieber gar nicht.“

„Nein, heute, jetzt“, erwiderte Neumark. „Ich muß Abschied nehmen.“ Und indem er das Instrument halb faßte, halb umschlang, setzte er sich auf einen alten Kasten inmitten des Ladens und fing an so außerordentlich zart zu spielen, daß der Jude wider Willen lauschen mußte. Noch einige Striche mit dem Bogen, dann sang er zu seiner eigenen Melodie zwei Strophen von dem Liede:

„Es ist genug: so nimm, Herr, meinen Geist  
Zu Zions Geistern hin.“

„Es ist genug, genug“, fuhr der Jude dazwischen. „Was sollen all' die Klagelieder? Sie haben eine Krone und ein Viertel in der Tasche.“

Aber der Spieler war taub. In seine eigenen Gedanken vertieft, spielte er weiter. Plötzlich wechselte die Tonart. Wenige Takte, und die Melodie ergoß sich auf's neue; aber wie ein Strom, der ins helle Sonnenlicht hervorbricht aus dem Schatten dunkler, überhängender Bäume, sang er lauter und lauter, und sein Angesicht wurde erhellet von einem glücklichen Lächeln:

„Aber wer weiß? das Kreuz ist köstlich.“

„Das ist besser. Da bleiben Sie drauf“, freischte der Jude. „Und vergessen Sie nicht, daß Sie haben eine Krone und ein Viertel in Ihrer Tasche. Also in vierzehn Tagen ist das Ding mein, wenn Sie's bis dahin nicht haben ausgelöst.“ Hierauf wandte er sich um und murmelte gedankenlos vor sich hin: „Aber, was soll ich machen mit einem großen Stück Holz?“

Neumark stellte sein Violoncell behutsam in die Ecke zurück und flüsterte: „Wie Gott will. Ich bin still“ und verließ ohne ein Wort des Abschieds den Laden. Wie er in die dunkle Nacht hinausstürmte, stolperte er gegen einen Mann, der in der Thür auf die Musik gelauscht zu haben schien.

„Entschuldigen Sie, darf ich fragen, ob Sie es waren, der eben so schön sang und spielte?“

„Ja“, erwiderte Neumark eilig und drängte vorwärts.

Der Fremde ergriff ihn beim Rock: „Verzeihen Sie, ich bin nur ein armer Mann, aber das Lied, welches Sie da eben gesungen haben, ist mir durch die Seele gedrungen. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich eine Abschrift davon bekommen könnte? Ich bin nur ein Diener, aber ich würde einen Gulden darum geben, wenn ich dieses Lied bekommen könnte; ich meine, es wäre expreß für mich geschrieben.“

„Lieber Freund“, erwiderte Neumark freundlich, „ich will recht gern Ihren Wunsch erfüllen ohne den Gulden. Darf ich fragen, wer Sie sind?“

„Zu dienen, mein Herr, ich heiße Johann Gütting und bin im Hause des schwedischen Gesandten, Baron von Rosenkranz.“

„Schön, so kommen Sie morgen früh. Mein Name ist Georg Neumark; Sie finden mich bei Frau Johannsen in der krummen Gasse. Gute Nacht!“

Eines Morgens, vielleicht eine Woche später, machte Gütting seinen zweiten Besuch in Frau Johannsens Haus. Neumark empfing ihn freundlich.

„Sie halten mich vielleicht für thöricht, aber ich habe die ganze Nacht darüber gebetet, und ich hoffe, ich darf mir erlauben —“

„Wie, eine zweite Abschrift des Liedes? Natürlich herzlich gern.“

„Nein, nein, nicht das. Ich habe die Abschrift, die Sie mir gegeben, in meiner Bibel, um sie desto besser zu verwahren; obgleich, wenn sie verloren ginge, ich sie wohl ebenso gut auswendig wüßte, wie das Vaterunser und den Glauben. Aber gestern — ich hoffe, Sie nehmen mirs nicht übel?“

„Thut gar nichts; erzählen Sie nur.“

„Nun sehen Sie, der Gesandte hatte einen Sekretär, der ihm alle seine Briefe schrieb. Gestern ist er plötzlich davongegangen; niemand weiß, warum; aber wir glauben, daß der Herr ihn bei einem Unterschleife ertappt und unter der Hand entlassen hat. Als ich nun gestern Abend den gnädigen Herrn zu Bette brachte, sagte er zu mir: „Nun der Herr Sekretär fort ist, weiß ich wirklich nicht, woher ich einen nehmen soll, der so geschickt ist wie er.“ Da ging mir nun, ich weiß nicht wie, Ihr Name durch

den Kopf; denn der Sekretär lebt im Hause, ißt mit am Tische und hat hundert Kronen das Jahr in barem Gelde. So sagte ich: „Gnädiger Herr, ich wüßte wohl jemand.“ — „Du“, rief er lachend, „hast du einen Sekretär unter deinen Freunden?“ „Nein, gnädiger Herr“, sagte ich, „obschon ich ihn kenne, bin ich nicht so unbescheiden, ihn zu meinen Freunden oder Bekannten zu zählen.“ Kurz, ich erzählte ihm alles.“

„Alles?“ fiel Neumark ein. „Auch, daß Sie meine Bekanntschaft auf der Schwelle des Pfandjuden Nathan Hirsch gemacht haben, als ich mein Violoncell verletzete?“

„Ja, das alles“, erwiderte Gütting; und wenn ich unrecht gethan habe, thut mir's leid, aber das Herz war mir so voll. Der Herr nahm auch keinen Anstoß daran, sondern hieß mich Ihr Lied bringen, damit er sähe, wie Sie schrieben. „Handschrift und Poesie gleich ausgezeichnet“, sagte er, indem er es niederlegte; „und wenn der junge Mann sofort käme, möchte ich mir's überlegen; vielleicht paßte er.“ Ich war nachher unruhig, Sie möchten sich verletzt fühlen; und im Schwanken zwischen dieser Befürchtung und dem Wunsche, Sie möchten Sekretär werden, konnte ich kaum den Morgen erwarten. Der Gesandte liebt frühe Besuche, und wenn Sie mir's nicht übel nehmen und es Ihnen gut scheint, möchte ich raten, daß Sie gleich kommen.“

Neumark ging, statt zu antworten, im Zimmer auf und ab. Ja, sagte er bei sich selbst, des Herrn Wege sind wahrlich wunderbar. Die sich auf den Herrn verlassen, sollen keines Guten ermangeln. Dann wandte er sich zu dem Diener: „Gott lohne Ihnen, was Sie für mich gethan haben. Ich gehe mit Ihnen.“

Der schwedische Gesandte empfing Georg Neumark

freundlich. „Sie sind ein Dichter, wie ich aus diesen Versen entnehme. Schreiben Sie bloß Lieder?“

„Von den Armen“, sagte Neumark, „steht geschrieben: ‚Ihrer ist das Himmelreich.‘ Ich habe nie von einem, der reich war und sich an der Welt ergötzte, gehört, daß er ein Lied geschrieben hätte. Es ist das Kreuz, das uns solche Musik auspreßt.“

Der Gesandte sah erstaunt, aber nicht unwillig aus. „Sie schmeicheln mir sicher nicht“, sagte er. „Aber, junger Mann, Ihre Erfahrung ist beschränkt. Immerhin sollten Sie daran denken, daß unser König Gustav Adolf, obwohl er in dem Glanz und Ruhm des Thrones lebte, ein rechtes, edles Christenlied nicht nur gedichtet, sondern auch gesungen und gespielt hat. Aber Sie sind arm, sehr arm, wenn meines Dieners Bericht richtig ist. Hat Armut Sie getrieben, Ihr Leben zu verwünschen?“

„Gott sei Dank, nie, obgleich ich dazu versucht gewesen bin. Der Herr hat mir stets Seinen hohen Frieden im Herzen erhalten. Sagt er doch auch: ‚Arme habt ihr allezeit‘; und nennt sie ein ander Mal ‚gesegnet‘; Er selbst ward arm um unsertwillen und befahl, das Evangelium den Armen zu predigen; und gerade die Armen, sagt der Apostel, mögen doch viele reich machen. Es ist am Ende nicht schwer, sich in die Armut zu schicken.“

„Brav geantwortet, wie ein Christenmensch. Vielleicht haben wir Gelegenheit, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Ich höre, Sie haben die Rechte studiert. Denken Sie, daß Sie die Papiere ordnen könnten, die etwas Kenntniss des Rechts und der Staatswissenschaften voraussetzen?“

„Wenn Euer Gnaden es mir anvertrauen wollen, möchte ich's wohl versuchen.“

„Gut, nehmen Sie diese Papiere und lesen Sie dieselben durch. Sie enthalten Anfragen vom Kanzler

Orenstierna und die Antworten, so weit ich imstande gewesen bin, dieselben zu besorgen. Bringen Sie mir einen Auszug vom Ganzen. Sie können sich dazu Zeit nehmen; und sobald Sie fertig sind, klopfen Sie an die nächste Thür an."

Neumark verließ das Hotel des Gesandten an diesem Abend mit einem strahlenden Gesicht; wie er durch die Straßen eilte, sprach er zu sich selbst mit einem flüchtigen Lächeln um die Lippen: „Ja, ja,

Wer nur den lieben Gott läßt walten — "

Sein Weg ging zum Laden des Juden Nathan.

„Geben Sie mir mein Violoncell“, rief er. „Hier ist eine Krone und ein Viertel, und noch ein Gulden dazu. Erstaunen Sie nur nicht so. Ich kenne Sie gut genug. Sie haben sich meine Armut zu nuzen gemacht; und wäre ich eine Stunde über die gesetzten zwei Wochen ausgeblieben, so hätten Sie die fünf Kronen in die Tasche gesteckt. Doch danke ich Ihnen für das, was Sie mir geliehen haben, denn ohne das hätte ich Hamburg am Bettelstab verlassen müssen. Dabei ist mir's gar nicht, als hätten Sie irgend was aus eigenem Antrieb gethan, sondern vielmehr alles als ein Werkzeug in Gottes Hand. Sie wissen nichts von der Freude, die es einem Christen macht, wenn er einen Bruder retten kann; so bezahle ich Ihnen in Ihrer Lieblingsmünze einen Goldgulden extra. Und das eine merken Sie sich:

Wer Gott dem Allerhöchsten traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Hierauf ergriff Neumark triumphierend sein Violoncell und stürzte eilenden Fußes nach Hause; er stand nicht eher still, als er bis in seinem Zimmer angelangt war. Da setzte er sich und fing an zu spielen mit solchem

himmlisch süßen Ton, daß Frau Johansen herbeiflog und ihn mit Fragen förmlich bestürmte. Er hörte alles ruhig an und spielte und sang, bis die Wirtin selbst kaum noch wußte, ob sie im Himmel oder auf Erden war.

„Sind Sie hier, gute Frau Johansen?“ sagte er, als es zu Ende war. „Gut, Sie thun mir wohl den Gefallen, so viele Leute hereinzurufen, als Sie im Hause und auf der Straße treffen. Bringen Sie alle herein, so will ich ein Lied singen, das niemand je zuvor gehört hat, denn ich bin der glücklichste Mensch in Hamburg. Gehen Sie, liebe Frau, gehen Sie und bringen Sie mir eine Versammlung zusammen, so will ich ihr eine Predigt auf meinem Violoncell halten.“

In wenigen Minuten war das Zimmer gefüllt, Neumark erfaßte seinen Bogen, spielte einige Takte und stimmte dann mit heller Stimme an:

Wer nur den lieben Gott läßt walten,  
Und hoffet auf Ihn allezeit:  
Den wird Er wunderbar erhalten  
In aller Not und Traurigkeit.  
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?  
Was hilft uns unser Weh und Ach?  
Was hilft es, daß wir alle Morgen  
Beseufzen unser Ungemach?  
Wir machen unser Kreuz und Leid  
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille  
Und sei doch in sich selbst vergnügt,  
Wie unsers Gottes Gnadenwille,  
Wie Sein' Allwissenheit es fügt.  
Gott, der uns Ihm hat auserwählt  
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden,  
Er weiß wohl, was uns nütze sei.  
Wenn Er uns nur hat treu erfunden.  
Und merket keine Heuchelei:  
So kommt Gott, eh' wir's uns verseh'n  
Und läffet uns viel Gut's geschehn.

Hier hielt der Sänger inne, denn seine Stimme zitterte und die Thränen rannen ihm über die Backen herunter. Die kleine Versammlung stand wie gebannt in stiller Teilnahme; aber am Ende konnte Frau Johansen sich doch nicht länger halten:

„Lieber, werter Herr“, fing sie an, indem sie ihre Backen mit der Schürze trocknete, denn es war nicht ein einziges Auge in dem ganzen Haufen trocken geblieben, „das ist doch ganz und gar, als wenn ich in der Predigt säße und vergäße all' meine Sorgen versenkt in Gott im Himmel und in den Herrn Christus am Kreuze. Wie ist das alles nur zugegangen? Sie waren so niedergeschlagen heute Morgen, und jetzt möchte das Herz vor Freude springen. Hat Gott Ihnen ausgeholfen?“

„Ja, das hat Er gethan, mein guter, gnädiger Gott und Vater. Alle meine Not ist vorüber. Denken Sie nur! Ich bin Sekretär beim schwedischen Gesandten hier in Hamburg — und habe hundert Kronen das Jahr; und, um meine Freude voll zu machen, gab er mir fünf- undzwanzig Kronen im voraus, so daß ich meine Geige auslösen konnte. Ist der Herr nicht ein wunderbarer und gnädiger Gott? Ja, ja, liebe Leute, seid dessen nur gewiß:

Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

„Und dies schöne Lied, lieber Herr, wo haben Sie dies schöne Lied her, wenn ich fragen darf? Ich weiß



doch das ganze Gesangbuch aus- und inwendig, aber das Lied kenne ich nicht. Haben Sie das etwa selbst gemacht?"

„Ich? Nun ja; ich bin das Instrument, die Harfe; aber Gott hat die Saiten berührt. „Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut —“ diese Worte lagen wie eine sanfte Bürde auf meinem Herzen. Ich überdachte sie wieder und immer wieder; und so gestalteten sie sich von selbst in ein Lied; wie? das kann ich nicht sagen. Ich fing an zu singen und zu beten vor Freude, und meine Seele erhob den Herrn und Wort für Wort kam hervor, wie Wasser aus dem Born. — Genug“, rief er dann, „hört noch einmal zu:

Denk nicht in deiner Drangalshitze,  
Daß Du von Gott verlassen seist,  
Und daß der Gott im Schoße sitze,  
Der sich mit stetem Glücke speist:  
Die Folgezeit verändert viel  
Und setzet jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr leichte Sachen,  
Und ist dem Höchsten alles gleich,  
Den Reichen klein und arm zu machen,  
Den Armen aber groß und reich;  
Gott ist der rechte Wundermann,  
Der bald erhöh'n, bald stürzen kann.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,  
Berricht' das Deine nur getreu,  
Und trau' des Himmels reichem Segen,  
So wird es bei dir werden neu.  
Denn welcher seine Zuversicht  
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Als er zum zweiten Mal aufhörte, war er so bewegt, daß er das Violoncell in die Ecke stellen mußte, und die kleine Versammlung ging still auseinander.

Dies ist die Geschichte eines der schönsten von all' unseren deutschen Liedern — eines von denen, welches die beste Predigt für bekümmerte und verzagte Herzen enthält. Zwei Jahre später besorgte Baron von Rosenfranz seinem Sekretär den Posten eines Bibliothekars und Archivars zu Weimar; und dort ging er in seinem einundsechzigsten Jahre selig heim. Er schrieb viele herrliche Verse; aber das eigentliche Vermächtnis, das er den Gläubigen hinterließ, war das Lied, das er in seiner Herzenseinfalt spielte, als Gott ihm nach ernster Noth seine geliebte Violine wieder gab, durch die Er ihm Rettung geschafft hatte.

8.

## Ein Versammlungssoldat.

„Herr Oberst“, sagte ein Hauptmann des 37. französischen Linienregiments, der „Füsilier Oswald begehrt wieder einen Urlaub von 24 Stunden.“

„Wozu?“ fragte der Oberst unwirsch.

„Er will wieder nach Paris in die christliche Versammlung reisen“, war die Antwort.

„So? — Daraus wird nichts! Sagen Sie dem Burschen, daß er verrückt wird, wenn er so fortmacht und daß er dreimal 24 Stunden Arrest kriegt, sobald er wieder nach Paris will. Und damit basta!“

Das geschah vor jetzt etwa 30 Jahren in der Infanteriekaserne zu Rouen. Der Füsilier Oswald war aber einer der besten Soldaten des Regiments; nie mußte er bestraft werden. Nur einen Fehler hat er, sagte sein Hauptmann, er ist fromm. Früher war er eine lustige, fidele Haut gewesen, jedermann hatte ihn gern. Seit anderthalb

Jahren aber ging er still seines Weges, spaßte und tollte nicht mehr. Er hatte seine Freude an der Bibel und göttlichen Dingen und an Versammlungen und am Verkehr mit „den Frommen“. Deswegen war er auch zum Spott seiner Kameraden geworden.

Wie war das gekommen? Er hatte in Paris, wo er früher in Garnison lag, einen Mann kennen gelernt, der ihm gezeigt hatte, daß vor dem allsehenden Auge Gottes es nicht genug sei, für einen lustigen und guten Burschen gehalten zu werden. Er müsse Gott, der ihn von der Sünde erlösen wolle, sein Herz, das ganze Herz schenken und nicht nur den blauen Rock und die roten Hosen zu Ehren tragen, sondern durch Jesum das Kleid der göttlichen Gerechtigkeit besitzen, dann erst sei er Gottes Kind und Erbe. Es war dem Oswald mit seinem neuen Leben so ernst, daß die große Veränderung den Kameraden und den Offizieren bemerklich wurde. Oft wurde er mit bösem Spott und allerlei Neckereien überschüttet, und bald hieß er nur „der heilige Oswald“. Erst klagte er bei den Offizieren; es half aber nichts. Er verteidigte sich umsonst. Nun wurde er stille, trug geduldig sein Loß und klagte dem Herrn im Himmel und einigen gleichgesinnten Freunden in der Stadt sein Leid, und die erquickten ihn mit ihrer Liebe. Aber das Regiment kam von Paris nach Rouen. Anfangs durfte Oswald zuweilen auf der Eisenbahn nach Paris; aber als die Offiziere merkten, zu welchem Zwecke, wurde ihm der Urlaub nur ungerne gegeben.

Am Nachmittag des gleichen Tages, an dem seine Bitte verweigert wurde, stand Oswald an einem Fenster der Kaserne und war traurig. Aber dann redete er in seinem Herzen mit Gott und wurde ruhig. Er hatte ja soeben noch in seinem Testamente die Stelle aus dem

8. Kapitel des Römerbriefes gelesen: „Wir wissen aber, daß denen die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen.“ Da rief auf einmal einer von der Wache von unten herauf: „Heiliger Oswald, da steht ein Mann am Thor und bittet um ein Stück Brot. Du wirfst ihm doch eins bringen!“

Als Oswald hinabschaut, steht wirklich ein etwas zerlumpter Mann am Gitter, der flehentlich um eine Gabe bittet. Der Soldat schneidet ein herzhaftes Stück von Kommissbrot, geht hinunter und reicht's dem Armen durch's Gitter.

„Vergelt's Gott tausendmal!“ ruft der Bettler auf deutsch. Das heimelt den Oswald an, denn er ist ein Elsässer, und er fragt: „Wo seid Ihr her?“

„Aus dem Schwarzwald.“

„So — und ich bin bei Straßburg zu Hause.“

„Ah, da bin ich auch schon gewesen, habe ja nicht so weit dorthin.“

„Ja, wie kommt Ihr denn hierher nach Rouen?“

„Das wäre eine lange Geschichte, wenn ich Euch die erzählen müßte.“

„Nun jetzt nicht, aber nach dem Essen darf ich zu Euch herauskommen. Wartet unterdessen.“

Das geschah, und wie nun der Soldat kam und der Schwarzwälder in seinem Deutsch dem Elsässer alles erzählen konnte, da lautete die Sache freilich traurig genug; denn der arme Mann war mit Weib und Kind ausgewandert. Auf dem Wege nach Havre stahl ihm jemand all sein Geld, und nun war nichts mehr da zur Ueberfahrt. Jetzt ließ er Weib und Kind in Havre und reiste mit ein paar Gulden wieder in den Schwarzwald, wo er einen reichen Better hatte, dem er sein Unglück klagte. Aber der hatte einen Kieselstein, wo andere ein

Herz haben, und so war der arme Schwarzwälder genötigt, sich wieder zu Fuß und unter Betteln nach Havre durchzuschlagen, wobei ihn der Weg auch durch Rouen führte.

Wie nun der Schwarzwälder treuherzig und unter mancher Thräne mitten in dem wildfremden Land dem halben Landsmann sein Mißgeschick erzählt und hinzufügt, heute Morgen sei er vor Elend und Hunger der Verzweiflung nahe gewesen; jetzt habe ihm aber Gott einen Engel in Uniform zugesandt — da packte es den Soldaten gewaltig und er dachte: Da mußt du helfen. Also griff er in ein verborgenes Täschlein und holte die 20 Franken hervor, die er zur Heimatreise erspart hatte. Als sie einem Gasthause zusteuerten, bemerkt Oswald, daß der Schwarzwälder buchstäblich, zwar nicht auf deutschem, aber auf französischem Boden laufe und kauft ihm ein Paar ordentliche Schuhe. Der Mann bedankte sich herzlich. Aber der Soldat hatte auch gesehen, wie bedenklich Rock und Hosen des Auswanderers aussehen. Und da sie gerade an einem Trödlermarkt vorbeigehen, werden die alten Kleider gegen bessere umgetauscht und endlich krönt der Soldat sein Werk, indem er seinem Kostgänger noch einen Hut kauft. Jetzt waren nur noch drei Franken übrig. Also geht Oswald mit dem Schwarzwälder in den goldnen Stern und sagt zu der Wirtin: „Hier sind drei Franken, gebt dafür dem Manne da ein Nachtessen, ein Nachtlager und ein Frühstück.“ Und als der Soldat noch gesehen, wie der Mann herzhaft an sein Nachtessen ging und wie gut eine warme Suppe und ein Stücklein Fleisch dem armen Magen thaten, kehrt er vergnügt in seine Kaserne zurück.

Am anderen Morgen kommt die gutmütige Sternwirtin zu ihrem Nachbarn, einem behäbigen Manne: „Ach, Herr Goek, ich bin in großer Verlegenheit. Da kam gestern abend ein Soldat mit einem Manne zu mir, der kein

Wort französisch versteht; ich glaube, er ist ein Deutscher; möchte Auskunft und da könnten Sie als Dolmetscher dienen.“ „Recht gern“, sagte der Nachbar, der sonst nicht viel zu thun hatte. Der Auswanderer geht verzweifelt in der Wirtsstube auf und ab, steht aber wie verzaubert still, als der Nachbar ihn anredet: „Schönen guten Morgen, Landsmann!“

Ach, wie froh bin ich, daß wieder jemand deutsch spricht. Ihr seid wohl auch ein Deutscher?

„Ja wohl, aber wo wollt Ihr denn hin?“

Nach Havre, wo ich Frau und Kinder habe.

„So? und was ist denn Euer Handwerk?“

Ich mache Schwarzwälderuhren.

„Ah, da seid Ihr wohl selbst aus dem Schwarzwald?“

Ja wohl, aus S. im Kinzigthal.

„Was? Ihr seid aus S.? Wie ist denn Euer Name?“

Joseph Gök.

„Ist's möglich!?! Hat nicht Euer Vater einen Bruder gehabt, der in die Fremde ging?“

Ja wohl, als ich noch ein Büblein war, vor 25 Jahren, da saß ich manchmal in seiner Stube und schaute ihm zu, wenn er an seinen Uhren herum machte. Plötzlich aber ward ihm's Leben leid auf dem Schwarzwald; er nahm Abschied von uns, ging nach Straßburg und dann weiter; hat noch ein paarmal geschrieben, dann hörten wir nichts mehr von ihm.

„Aber Seppi, kennst du deinen Onkel Ludwig nicht mehr?“

„Wie“ rief der arme Mann aus, „ist's möglich!“ Und jetzt fielen die beiden Männer einander um den Hals und vergossen Freudenthränen und der Auswanderer rief aus: „O wunderbarer Gott; 's ist ja wahr: Wenn die Not am größten, bist Du am nächsten!“

Die Sternwirtin und ihre Leute verstanden gar nicht, was vorging, bis es ihnen der Nachbar klar machte.

Nun, der Ludwig Göz war als Uhrmacher in die Fremde gegangen, hatte sich unter Gottes Segen durch treuen Fleiß ein kleines Vermögen erworben, sich in Rouen häuslich niedergelassen und ein großes Geschäft gegründet. Als er jetzt von der Not seines Neffen hörte, rief er: „Seppi, dein Amerika soll dir jetzt in Rouen blühen! Ich gebe dir Geld, um aus Havre Weib und Kind zu holen und dann kommst du zu mir. An Arbeit und Brot solls dir nicht mangeln.“

Am andern Tag aber kam in die Kaserne plötzlich der Befehl: Fertig zur Musterung auf 9 Uhr in großer Uniform! Die Soldaten des 37. Regiments konnten sich gar nicht denken, was dieser plötzliche Befehl bedeuten sollte. Als die Truppen aber unter Gewehr standen, ritt der Oberst vor die Front, ließ ein offenes Viereck bilden, nahm eine Zeitung hervor und sagte mit bewegter, aber lauter Stimme: „Soldaten, ich habe Euch etwas mitzuteilen, was zur Ehre unseres Regimentes gereicht.“ Und jetzt las er die Geschichte des Auswanderers und des Soldaten vor, die der Uhrenfabrikant Ludwig Göz hatte in die Zeitung setzen lassen. Leider kenne er den Namen des Soldaten nicht. „Und nun“, fuhr der Oberst fort, „fordere ich den braven Soldaten, der diese edle Handlung gethan hat, auf, vorzutreten.“

Kein Mann verrückt sich; aber alle sahen auf Oswald, der bleich und mit klopfendem Herzen im Gliede stehen blieb.

„Füsilier Oswald“, rief der Oberst, „du und kein anderer hat es gethan. Tritt vor! Mein Herz irrt sich nicht — nicht wahr?“

„Ich bin's, Herr Oberst“, sagte Oswald still und bescheiden.

„Komm, reiche mir die Hand, biederer, braver Mann. Von heute an bekommst du Urlaub nach Paris, so oft du willst“ — und herzlich schüttelte der Oberst dem Soldaten die Hand.

Dieser Tag blieb den Soldaten des 37. Regiments unvergeßlich. Jetzt war Oswald allgemein geachtet und niemand erlaubte sich mehr eine Spottrede gegen seinen Christenglauben. Jetzt nannte man ihn das treue Herz; und als er nach einigen Monaten seinen Abschied bekam und Rouen verließ, war im Regiment eine allgemeine Trauer, und mancher härtige Kriegsmann strich beim letzten Händedruck verstohlen eine Thräne aus dem Auge. Aber auch in der Stadt flossen Thränen; denn Oswald war dem Uhrmacher Joseph Göz gar lieb geworden und galt mit Recht als Gründer seines zeitlichen und, wie wir hoffen, auch seines ewigen Glücks; denn Oswald hat auch ihm bezeugt die Nothwendigkeit der Buße zum Heil und des lebendigen Glaubens an den Herrn Jesum Christum.

Oswald lebt noch und bekennet bis heute seine Herzensüberzeugung mit Wort und That.

---

9.

## Dem Tode errettet.

„Es war anno 1831,“ so erzählte uns Pfarrer Ludwig aus Davos, ein treuer Diener des Herrn, der nun schon mehrere Jahre in die Ruhe eingegangen ist,\*) „ich lebte noch

---

\*) Wer mehr von diesem Manne Gottes lesen will, lasse sich das Schriftchen kommen: »Der Herr sieht« (Verlag der Missionsbuchhandlung, Basel) 30 Pfg.; auch zu beziehen durch den Verlag dieses Büchleins.



unverehelicht zu F. Eines Abends will ich mich gerade zu Bette legen und fange an, mich auszukleiden, da überfällt mich plötzlich eine unerklärliche Unruhe, als dürste ich das nicht thun. „Was ist denn das?“ denke ich, „du hast doch keinen Pflichtgang vergessen? In der Gemeinde ist ja eben niemand krank, zu dem ich sollte, und alles andere habe ich doch erledigt.“ Und damit beruhige ich mich und will nun fortfahren, mich zu entkleiden. Rock und Weste ziehe ich aus, da ergreift mich eine unbeschreibliche Angst, und wie ich fortfahren will, mich auszuziehen, steigert sie sich dermaßen, daß ich heftiges Herzklopfen bekomme, so daß ich mich niedersetzen muß. „Aber das ist doch ganz sonderbar!“ denke ich. „Was soll das nur sein? Herr, ist es vielleicht ein Wink von Dir, daß Du meinen Dienst heute noch brauchst, so bin ich bereit, ihm zu folgen.“ Und damit ziehe ich Weste und Rock wieder an, und so wie ich das thue, weicht die Angst und Beklemmung von mir, und ich habe das beruhigende Gefühl, wie wenn einer den richtigen Weg gefunden hat. Nun hole ich mir noch Hut und Stock, um hinauszugehen, doch ganz ohne zu ahnen wohin. „Wenn Du mich brauchen willst, Herr, so leite Du selbst meine Schritte,“ bete ich, „denn ich weiß absolut nicht, wohin ich sie jetzt richten soll.“

Meine Schwester, mit der ich zusammen wohnte, hört mich so spät Abends, es war nach 11 Uhr, herumgehen und fragt, was ich denn noch wolle? „Ich muß noch einmal hinaus,“ sage ich. „Wohin denn?“ „Ja, das weiß ich noch nicht; aber ich bin gewiß, ich muß noch einmal hinaus.“ — „Ach was,“ sagt meine Schwester, „bleib doch ruhig zu Hause; zu dieser späten Stunde schläft ja alles im Dorf; und wenn du selbst nicht weißt, wohin du gehen sollst, hat es ja gar keinen Sinn und Verstand, jetzt hinauszugehen anstatt ins Bett.“ „Doch, doch, halte

mich nicht länger auf," rufe ich ihr noch zu, „ich muß gehen," und damit trete ich aus der Thür meines Studierzimmers ins Freie. Sowie ich draußen war, hatte ich das Gefühl, auf rechtem Wege zu sein, doch wußte ich nun nicht, welche Richtung einzuschlagen. Ich betete zu Gott, Er möge meine Schritte lenken, und indem ich so betete, schritt ich, ohne nachzudenken, weiter. Nachdem ich eine Strecke so gegangen bin, erblicke ich durch einen Thorweg hindurch einen schwachen Lichtschimmer, der aus einer Wohnung kam, die im Hofe lag. Kaum habe ich dieses Lichtlein erblickt, so durchdringt mich die feste Ueberzeugung: „das ist's" — und, ohne weiter zu schwanken und zu zögern, gehe ich auf dasselbe zu. Ich wußte, daß dort eine arme Witwe wohne, doch was sie von mir brauchen könne, war mir völlig unklar; nur fiel es mir auf, daß sie noch zu dieser späten Stunde Licht hatte. Sowie ich die Thür erreicht habe, klopfe ich an, da tönt mir von innen mit durchdringender Stimme der Ruf entgegen: „Wer klopft? Gott oder der Teufel?" — „Weder Gott noch der Teufel!" antworte ich und stoße dabei die Thüre auf, — „aber als Diener Gottes stehe ich hier."

Und was sehe ich da? Die Frau war auf einen Stuhl gestiegen, an einem festen Haken in der niederen Decke des Zimmers war ein Strick befestigt, und sie war eben im Begriff, den Kopf durch die Schlinge zu stecken, um sich zu erhängen. „Was wollt Ihr da oben thun?" rufe ich ihr in strengem Tone zu; „auf der Stelle steigt Ihr vom Stuhl herab und nehmt den Strick dort ab." — „Herr Pfarrer, laßt mich in Ruh'; ich bin eine verlorene Person; es hilft alles nichts, ich bin verdammt und verloren." — „Ja, das seid Ihr, verdammt und verloren in Euren Sünden; aber als Diener und Bote Gottes, des Allerhöchsten, stehe ich hier, der mich zu Euch geschickt

hat jetzt eben, damit Eure Seele nicht ewig verloren gehe, für die Er am Kreuz Sein Blut vergossen hat. Jetzt gehorcht Ihr mir auf der Stelle und steigt da vom Stuhl herunter.“ Sie folgte mechanisch meinen Worten. Und nun redete ich zu ihr und machte ihr zunächst die Hölle heiß, und nachdem sie die ganze Last ihres Gewissens vor mir ausgeschüttet, kniete ich nieder und betete laut um Erbarmung für diese Seele, die Gott so sichtbarlich dem Verderben entreißen wollte. Lange habe ich noch mit ihr geredet, und als ich sie verließ, konnte ich sicher sein, daß sie den Selbstmordversuch nicht wiederholen werde; aber ihre Seele hatte noch keinen Frieden gefunden in dem Bewußtsein, von Gott aus Gnaden um Christi willen angenommen zu sein. Als ich sie jedoch am folgenden Tag aufsuchte, da sagte sie zu mir, jetzt wisse und glaube sie, daß Gott sie angenommen und daß all ihre Sünden vergeben seien und rein gewaschen im Blute Jesu Christi, ihres Heilandes. Ihre arme Seele hatte Frieden gefunden.“

„Ja“, sagte der treue Knecht des Herrn zum Schluß, und faltete die Hände, „teuer geachtet ist eine jede Seele vor dem Herrn. Er setzt alles dran, sie nicht zu verlieren — hat Er doch so großes Lösegeld für sie gezahlt.“ —

---

10.

## Ein Tag der Ueberraschungen.

Richard Weaver\*), ein gewiß vielen Lesern wohlbekannter Prediger des Evangeliums, der Jahre lang als einfacher Bergmann in einer Kohlengrube Englands arbeitete,

---

\*) sprich W i e w e r ; geboren 1827 in Austerley bei Shrewsbury.

aber nach seiner Befehung von seinem Herrn und Erlöser berufen ward, Sein teures Evangelium den Menschen zu verkündigen, was auch er in großer Treue und mit seltenem Segen und Erfolg gethan hat. Der Herr hat Seinen treuen einfachen Diener oft wunderbar geleitet, sodaß wir sehr passend einige seiner Erfahrungen in unser Büchlein von Gottes wunderbaren Führungen aufnehmen können.\*) Hören wir, was Richard Weaver selbst von einem Tag aus seinem Leben uns erzählt hat:

Ich erinnere mich eines Tages, der in Wahrheit „ein Tag der Ueberraschungen“ genannt werden kann, wo wir sehr hungrig waren; denn seit sechsunddreißig Stunden hatten wir nichts zu essen. Es war eine Aufforderung an mich gelangt, nach London zu gehen, um dort Versammlungen abzuhalten; aber ich konnte weder ein Billet für mich lösen, noch Lebensmittel für die Meinigen kaufen. Wir setzten uns alle um den Tisch; meine Frau nahm den Jüngsten auf den Schoß und ich griff nach der Bibel und las einige Verse daraus vor; dann kniete ich nieder, um zu beten. Aber da kam mein kleiner Knabe herbei, umschlang meinen Arm und sagte: „Vater, bete doch nicht immer; sieh, wie arg hungrig ich bin! Gib mir etwas zu essen. Du kannst nachher beten; aber jetzt hungert mich so sehr!“ Er wandte sich dann zur Mutter und bat sie weinend: „Mutter, sage doch dem Vater, daß er nicht mehr beten soll; wir wollen jetzt lieber essen; ich habe solch großen Hunger!“ — Nun kam er wieder zu mir und lehnte seinen Kopf an den meinigen. Ich fühlte, wie die

---

\*) Entnommen dem Hefte: „Ein Tag der Ueberraschungen“, Verlag der St. Johannis-Druckerei, Dinglingen. (Mit Bildnis Weavers). Preis 4 Pf. Siehe auch: Züge aus dem Leben von Richard Weaver (mit Porträt), Selbstverlag des Evang. Brüder-Vereins. Eberfeld 1863.

Thränen über seine Wangen liefen — ich werde diese Thränen bis zur letzten Stunde meines Lebens fühlen. Was konnte ich in dieser bedrängten Lage anders thun, als weiter beten und auf Erhörung warten, nachdem ich Gott alle unsere Not an Sein Herz gelegt.

Plötzlich klopfte es an die Thüre. Ich erhob mich von den Knien und öffnete. Der Briefbote trat ein und übergab mir einen eingeschriebenen Brief. Ich bescheinigte den Empfang, öffnete den Brief und fand darin eine Fünfspfundnote (100 Mark), welche mir ein unbekannter Freund übersandte. O wie dankten wir unserem treuen, wunderbaren Gott, der Sein Vaterauge nicht von uns gewandt und unsere Not in Freude verwandelt hatte. Nun hatten die Meinigen Brot und ich Fahrgeld, um nach London zu reisen.

Auf dem Bahnhof zu Rain-hill angekommen, erfuhr ich, daß der Personenzug bereits abgefahren sei, und ich war genötigt, ein Billet zweiter Klasse zu lösen, um den Gilzug zu benutzen. Beim Einsteigen in den Wagen fand ich einen älteren Herrn daselbst, welcher sich zu freuen schien, Reisegefellschaft zu bekommen und bald ein politisches Gespräch begann. Nach kurzem Meinungsaustausch machte ich meinem Mitreisenden den Vorschlag, einen anderen Gegenstand zu unserer Unterhaltung zu wählen. Freundlich erklärte er sich damit einverstanden und fragte mich, was mich wohl interessiere. — „Reden wir mit einander von der Liebe Gottes“, erwiderte ich, indem ich still im Herzen zu Gott flehte, uns zu segnen. Sofort faltete er seine Zeitung zusammen, legte den Hut ab und sagte halb verwundert: „Was wissen Sie von der Liebe Gottes? Kennen Sie Gott?“ „Ja, ein wenig,“ antwortete ich, „ich weiß, daß Gott mich so lieb hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für mich dahingab, damit ich von

meinen Sünden erlöst und selig werde.“ — „Gott sei gelobt!“ rief mein Gefährte erfreut und nun erzählten wir einander mancherlei, was wir von dieser Liebe wußten.

Als ich ihn dann darauf aufmerksam machte, daß wir hier im Eisenbahnwagen jetzt ungestört seien und beten könnten, war er ganz eines Sinnes mit mir. Wir knieten nieder; ich betete, dann betete er auch; hierauf betete ich wieder und endlich sangen wir einige Verse.

Nach einer kurzen stillen Pause hätte er gern gewußt, wie ich heiße. Ich nannte ihm meinen Namen. Da ging ein Freudenschein über sein Angesicht; rasch fuhr er mit der Hand in die Tasche und zog eine reichgefüllte Börse hervor, die er mir mit den Worten anbot: „Gott segne Sie; bitte, nehmen Sie das!“ — Allein, ohne daß ich wußte, wer der Geber war und weshalb er mich so reich beschenken wollte, konnte ich die Börse nicht annehmen. Da fragte mich der liebe Mann: „Erinnern Sie sich wohl noch daran, einst in einem Theater zu Liverpool öffentliche religiöse Versammlungen gehalten zu haben?“ „Gewiß“, entgegnete ich, „ich erinnere mich jener Zeit sehr gut.“ —

Nun erzählte er mir sehr bewegt:

„Ich habe einen Sohn, der mir gerade damals vielen Kummer machte. Er war in schlechte Gesellschaft geraten und bald zu einem der verkommensten jungen Leute herabgesunken. Sein einziger Gedanke war, sich Geld zu verschaffen, um weiter trinken und weiter spielen zu können, und wir wurden beständig von ihm hintergangen und bestohlen. Eines Abends kam es ihm in den Sinn, in das Theater zu gehen, in welchem Sie predigten, um doch auch einmal zu hören, was Sie Neues wüßten. Er ging hin, wurde erweckt und bekehrt und ein neuer Mensch in Christo Jesu. Er führt seitdem seinen Lebenswandel im Lichte

Gottes, zu dem er sich von Herzen bekehrt hat und ist jetzt unsere größte Freude und unser Trost. Sehen Sie, diese Börse ist schon seit einiger Zeit in meiner Tasche und ich wartete nur auf eine Gelegenheit, sie Ihnen selbst übergeben zu können. Nehmen Sie das Geld; es ist mein Dankopfer, das ich dem Herrn, meinem Gott, bezahlen will für all das Große, das Er an meinem Sohne und an uns allen gethan hat." —

Bewegt und dankbar nahm ich die Gabe an als einen doppelten Beweis von der Güte und Barmherzigkeit meines Gottes.

Das war jedoch nicht die letzte Ueberraschung, welche mir dieser denkwürdige Tag bringen sollte.

Man hatte mich gebeten, in Green-Vane zu predigen, wenn ich nach London reisen würde. Um mein Versprechen zu halten, stieg ich in Stafford aus und nahm den Zug nach Wolverhampton. In der Abteilung des Wagens, welche ich betrat, fand ich zwei Seeleute und eine anständig gekleidete Frau. Die beiden jungen Männer unterhielten sich sehr lebhaft miteinander, und nach Matrosenart mißbrauchten sie den heiligen Namen Gottes sehr oft.

Gegen diese schreckliche Sünde mußte ich ein Zeugnis ablegen. Ich wandte mich daher an den einen Flucher mit den Worten: „Erlauben Sie mir eine Bitte, mein Freund, haben Sie die Güte, meinen Vater nicht mehr zu beleidigen!“ — „Ich Ihren Vater beleidigen?“ rief er, „ich habe in meinem ganzen Leben noch kein Wort über Ihren Vater gesprochen; ich kenne ihn überhaupt ja gar nicht! Oder kennst Du ihn vielleicht, John?“ — Sein Kamerad schüttelte lachend den Kopf und meinte: „Woher sollte ich ihn auch nur kennen?“ — „Das ist wirklich recht traurig für Sie“, fuhr ich fort; „aber ich sage Ihnen, wenn Sie meinen Vater kennen würden, so

hätten Sie ihn lieb. Ich bitte Sie, ihn jetzt nicht mehr zu betrüben.“ — Während ich dies sagte, hatte ich seine Hand ergriffen. Ich sah ihm tief ins Auge und erzählte ihm von der Liebe Gottes. Nachdem er und sein Genosse eine Zeitlang stille zugehört, sagte er wehmütig: „Meine Mutter hat mich sehr lieb gehabt, als sie noch lebte und sie redete manchmal in ähnlicher Weise mit mir, wie Sie. Vor einem halben Jahr erfuhr ich, daß sie totkrank da-niederliege und eilte zu ihr. Ehe sie starb, legte sie mir noch die Hände aufs Haupt, und bat Gott, mich zu segnen. Ach, wenn ich nur auch einmal so fröhlich sterben könnte!“ — Nachdem er tiefbewegt eine Weile zum Fenster hinausgesehen hatte, fragte er mich: „Glauben Sie wohl, daß Gott einen so großen Sünder, wie ich bin, noch retten wird?“ — „Wir wollen Ihn fragen“, sagte ich, kniete im Wagen nieder und die beiden Matrosen thaten es auch. Ich rief zu Gott, bis Er den Glauben an Seine Vaterliebe in ihr Herz senkte und aufrichtige Buße und Reue ihre Seele erfüllte.

Gott hat meine Gebete für die jungen Seeleute erhört und beide gerettet und bis heute auf Seinen Wegen erhalten. Es gefiel Ihm, den einen von ihnen in den Missionsdienst zu berufen, und er darf jetzt draußen unter den Heiden Zeugnis ablegen für Jesum.

Als ich den Zug zu Wolverhampton verließ, folgte mir die Frau, die mit im Wagen gewesen und fragte mich schüchtern, ob ich nicht Richard Beaver wäre. Ich bejahte es und sie fuhr fort: „Ich habe es geahnt, daß Sie es sein müßten, als ich Sie mit den Matrosen von der Liebe Gottes reden und mit ihnen beten hörte. Ach, wissen Sie noch, wie Sie vor einem Jahre in B . . . gepredigt haben?“ — „Gewiß“, antwortete ich.

„Der Herr segne Sie,“ sagte die Frau, indem sie mir



die Hand drückte. Im Weitergehen erzählte sie mir ihre Geschichte:

„Als Sie damals in P . . . predigten, war ich namenlos unglücklich und so arm, daß ich mit meinen Kindern auf bloßem Stroh schlafen mußte und für die armen Würmer nichts mehr zu essen hatte. Mein Mann war im Gefängnis und nach seiner Entlassung in einem solchen Zustande zurückgekehrt, daß er einem Teufel ähnlicher sah, als einem Menschen. Aber gleich beim Eintritt in die Wohnung erblickte er einen Anschlagzettel, der Ihren Namen trug. Er sagte zu sich selber: „Das muß derselbe Weaver sein, der mit mir im Bergwerk arbeitete, ich will hingehen und ihn hören.“ — Sie hatten als Text: ‚Der Meister ist da und ruft dich.‘ (Ev. Joh. 11, 28). Mein Mann wurde in der Versammlung sichtlich ergriffen.

„An jenem Abend saß ich zitternd vor Furcht in meiner Küche. Bei seiner Rückkehr befand sich nur ein kleines Stückchen Kerze auf dem Leuchter. Er fragte mich: ‚Wo sind die Kinder?‘ Ich antwortete ihm: ‚Sie sind zur Ruhe gegangen.‘ ‚Gole sie,‘ erwiderte er. Ich legte meinen Säugling, welchen ich auf den Armen hatte, nieder, und ging hinauf. Ich dachte nicht anders, als daß er uns an einen sicheren Ort bringen wolle, um uns vor der Polizei zu verbergen.

„Ich kniete nieder bei meinen schlummernden Kindern und bat den Herrn, sie zu schützen; dann weckte ich sie auf und brachte sie herunter. Zu meiner großen Ueerraschung nahm mein Mann die Älteste auf seinen Arm, küßte sie und sagte: ‚Mein liebes Kind, der Herr hat dir heute abend deinen Vater geschenkt!‘ Dann nahm er das zweite Töchterlein, den Knaben und das Jüngste und bewies auch ihnen seine Liebe in derselben zärtlichen Weise. Ich stand da und glaubte zu träumen. Doch da fühlte

ich auf einmal, wie mein Mann meinen Hals umschlang, mich küßte und zu mir sagte: „Mein liebes Weib, der Herr Jesus hat dir heute abend deinen Gatten neu geschenkt!“ O Herr Weaver, was war doch das für mein gemartertes Herz! „Mein liebes Weib!“ Seit vierzehn Jahren hatte ich solche Worte nicht mehr gehört! Wie kann ich Ihnen danken für das, was Sie an jenem Abend gesprochen haben? Gott segne Sie reichlich!“

Als ich mich am Abend dieses „Tages der Ueberraschungen“ in die Stille zurückziehen konnte, so erzählte Richard Weaver weiter, und nun alle die Güte und Treue meines Gottes und Seine Wunderthaten, die Er mich heute hatte erfahren lassen, noch einmal an meiner Seele vorüberzogen, o wie wurde ich da aufs neue mit Mut und Kraft erfüllt, mich auf ewig ganz und bedingungslos Ihm zu überlassen, damit Er mich als Sein Werkzeug brauche und nach Seinem Gefallen verwende zu Seiner Ehre. Wie glücklich wären doch die Leute, wenn sie Ihn alle liebten und sich alle von Ihm leiten ließen!

---

Als liebliche Fortsetzung des „Tages der Ueberraschungen“ möchten wir noch beifügen, daß am folgenden Tage, als Richard Weaver eben an seiner Bibel saß, sein ehemaliger Kamerad mit seiner ganzen Familie bei ihm eintrat. Tief bewegt ergriff er Weavers Hände und sagte: „Gott segne dich, Richard! Ich bin der Mann, von dem dir meine Frau gestern auf der Straße erzählt hat.“

Da standen sie denn vor ihm mit ihren freundlichen Gesichtern, gut gekleidet und sauber gewaschen und alle so frisch und fröhlich! Man sah es ihnen an, daß sie glücklich waren und keinen Mangel zu leiden hatten, und

verspürte etwas von dem Frieden Gottes, der in ihren Herzen wohnte.

Es war ein köstliches Beisammensein, das sie miteinander genießen durften und sie freuten sich alle der großen Liebe, Barmherzigkeit und Treue ihres Gottes und Heilandes.

---

11.

## Die

# Erfindung der Sicherheitsnadel.

„Es ist eine große Bestellung gemacht worden; ich muß verlangen, daß morgen alle an ihrem Plaze sind; diesmal muß am Sonntag gearbeitet werden.“

So sprach der Werkführer einer großen Nadelfabrik am Samstag abend zu den Arbeitern. Sonst wurden alle Feuer zu der Zeit ausgelöscht, diesmal wurden die Ofen nur zugeschraubt. Voll Aerger wischten sich die Techniker und Arbeiter den Schweiß von der Stirn und blickten zornig um sich. „Sechs Tage sollst du arbeiten“, war bisher Grundsatz gewesen, nun sollte man auch noch den Ruhetag verlieren.

Unter den Arbeitern war einer, namens H o y t e, der als tüchtig und fleißig bekannt war, aber ebenso auch wegen seiner Frömmigkeit. Er wollte den ersten Tag der Woche als den „Tag des Herrn“ feiern und sich auch den Segen des Ruhetags nicht nehmen lassen.

Als an jenem Sonntagmorgen Frau Hoyte mit ihrem Gatten ging, um sich mit den Gläubigen zu versammeln, war sie tief betrübt, denn sie mußte an das große Unglück

denken, das ihnen bevorstand. Und richtig, am folgenden Tag wurde er entlassen, weil er am Sonntag gefehlt hatte.

Auf der Suche nach Arbeit sein und keine Zeugnisse haben, kann es einen aussichtsloseren Fall geben? Das junge Paar fing an zu verarmen, bis sie zuletzt nur eine Dachkammer ihr eigen nannten. Und da im Elend wurde ihnen ein Schatz geschenkt, ihr erstes Kind; es wurde unter den Dachsparren geboren.

„Warum schreit es nur in einem fort?“ sagte eines Tags der junge Vater, indem er es auf seinen Armen vergeblich hin und her schaukelte. „Es gelingt mir nicht, es zu beruhigen.“

„Wundert mich nicht,“ antwortete Maria, die bleich und abgezehrt ausah. „Ich habe nur ein paar arme Fexen für unser Kind, und ich muß sie mit Stecknadeln zusammenstecken; die abscheulichen Dinger stechen es.“

Schnell entkleidete sie das Kind und fand bald das kleine spitze Ding, das es so gequält hatte; sie beruhigte den Säugling und sagte dann: „Es ist doch ein schreckliches Schicksal; ich hatte mir's so oft ausgedacht, wie reizend und behaglich unser Kleiner in seinem Kleidchen aussehen würde, und hatte sonst noch allerhand Pläne dabei. Und jetzt! Was nur aus uns werden soll? ich weiß es nicht. Könntest du denn nicht —? Wäre es denn nicht besser, wenn du —?“ Sie wagte aber nicht, ihren Mann zum Arbeiten am Tag des Herrn aufzufordern, doch hatte er es verstanden. „Liebes Weib, es ist nicht meine Schuld. Den Tag des Herrn dürfen wir als Christen uns nicht rauben lassen. Er ist und bleibt des Herrn Tag; und es fehlt mir der Mut, dagegen zu handeln.“ Während er so sprach, hatte er ein kleines Stück Draht in der Hand und drehte und wendete es zwischen den Fingern hin und her. Es stammte aus der

Fabrik von einem Paß Drahtseile und war an einem Ende zugespitzt. Da drehte er es in der Mitte zu einem Ringe, bildete am stumpfen Ende eine Schlinge und ließ das zugespitzte Ende in die letztere einspringen. „Da, Marie,“ sagte er nach einer Weile und reichte ihr das neue Ding, „gebrauche das! Das wird den Kleinen nicht stechen.“

Frau Hoyte probierte es augenblicklich und war ganz entzückt davon. „Wie geschickt du bist, Jakob, so etwas habe ich gerade nötig.“ Bald darauf stand Hoyte langsam und traurig auf, griff nach seinem Hut und sagte: „Ich darf keine Zeit verlieren, noch einmal will ich nach Arbeit gehen, wemms aber auch diesmal umsonst ist, so geb' ichs auf.“

Und es war abermals umsonst, er kehrte ganz gebrochen nach Hause zurück. Da fand er seine Frau mit einem Stück Draht beschäftigt, und gespannt blickte sie zu ihm auf, als er hereinwankte. „Jakob,“ rief sie „ich glaube, du hast dein Glück gemacht! Es giebt gewiß Hunderte von Müttern, die sich schon, wie ich, wegen der Stecknadelstiche aufgeregt haben. Könntest du diese Idee nicht verkaufen?“

Jakob Hoyte hatte nämlich heute Mittag die erste Sicherheitsnadel fabriziert. Sein Gesicht nahm einen strahlenden Ausdruck an. „Wahrhaftig, Maria, du hast Recht. Wills Gott, so ist uns aus der Not geholfen. Ich glaube, ja, es läßt sich etwas damit machen.“

„Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen“ hat der Herr gesagt. Er sagt es auch heute noch. Jene Erfindung sollte Beweis dafür liefern, daß Seine Verheißungen für alle Zeiten Geltung haben. Der Mann, der den Tag des Herrn sich nicht rauben lassen wollte, hatte sein Glück gemacht. Er nahm ein

Patent auf seine Erfindung und verkaufte dasselbe für eine große Summe an einen unternehmenden Fabrikanten. Heutigen Tages werden Sicherheitsnadeln tonnenweise gefertigt, und des Erfinders Nachkommen haben ein geradezu fürstliches Einkommen davon. „Du hast eigentlich die Idee gehabt,“ hört man Hoyte zuweilen zu seiner Frau sagen. „Unsinn, Jakob,“ antwortete sie dann wohl. „Deinem klugen Kopf und deinen geschickten Fingern verdanken wir alles.“ „Nein, Maria, Gottes Segen verdanken wirs, Ihm wollen wir die Ehre lassen. Er hat es so gefügt und uns so wunderbar geführt.“

12.

## Der reisende Uhrmacher.

Eines Tages erzählte mir der reisende englische Uhrmacher Friedrich Knight, dessen Beteuerungs geschichte ebenso interessant ist, wie er selbst, folgende Begebenheit aus seinem Leben:

„Auf einer meiner Reisen von Ort zu Ort, um Uhren zu reparieren, bemerkte ich auf dem großartigen Vorplatz einer schönen Villa auf dem Lande eine prachtvolle französische Uhr, die stumm und still da stand. Nachdem ich eine andere altertümliche große Standuhr, ein Erbstück der Familie, wieder in Ordnung und in Gang gebracht hatte, fragte ich, ob ich nicht auch die französische Uhr nachsehen dürfe. „O gewiß“, sagte die Frau des Hauses langsam, „aber es hat keinen Zweck; Sie werden vergeblich versuchen, sie in Gang zu bringen; ihr ist einfach nicht mehr zu helfen. Diese Uhr hat ihre Geschichte. Sie steht nun schon viele Jahre in unserer Familie und wurde von meinem Großvater aus Paris hierher gebracht. Sie ist aber im ganzen

noch keine Stunde gegangen, seitdem wir sie hier gehabt haben.“ „Sie ist vielleicht ein wenig in übler Laune,“ sagte ich, „oder sie hat Heimweh. Ich glaube doch, daß ich sie zum Gehen bringe.“ „Das sagen die Uhrmacher alle,“ sagte die Dame, „aber ich will es Ihnen gern gestatten, sie nachzusehen. Dann wird nur ein Künstler mehr an der Uhr gewesen sein, dem es nicht gelungen ist, sie herzustellen.“ — Dankend nahm ich die Erlaubnis an, die Uhr vorzunehmen und holte sie behutsam von dem Sockel herab, auf dem sie stand und setzte sie so sorgfältig auf den Tisch, als ob sie ein rohes Ei gewesen wäre. Während ich das Zifferblatt löschraubte, stand die Dame neben mir und sah mir aufmerksam zu, bis ich ausrief: „Was fehlt dem Ding; es scheint ihm gar nichts zu fehlen!“ „Das sagen sie alle,“ rief sie lachend, „aber keiner kann das komplizierte Werk in Gang setzen!“ „Nun, gnädige Frau,“ sagte ich, „wenn ich die Uhr nicht in Ordnung bringe, so will ich für meine Zeit und Mühe nichts haben; aber ich möchte das Werk so gern einmal auseinandernehmen!“ „Schon gut,“ sagte die Dame, „wenn es Ihnen aber gelingt, die Uhr in Gang zu setzen, so werden wir es alle im Hause so ziemlich für ein Wunder halten; obschon,“ fügte sie leise hinzu, „keiner von uns hier weder an Wunder, noch an Gott glaubt.“

„Das thut mir sehr leid; dann verlieren Sie viel, gnädige Frau, sehr viel“, sagte ich ernst und, während ich die Uhr auseinander nahm, erzählte ich ihr, was Gott Großes an mir gethan. Ich berichtete ihr, wie gottlos ich früher gelebt, wie Er mich bekehrt und seitdem so wunderbar geleitet und geführt habe. Sie stand oder saß neben mir und versuchte nicht einmal zu widersprechen. „Nun,“ sagte ich endlich, „ich habe jetzt jeden Teil nachgesehen, gereinigt und geölt. Während ich die Uhr nun zusammen-

setze, will ich Ihnen ein Lied singen, denn ich singe immer gern ein Lied, wenn ich eine Uhr zusammensetze. Und sobald die Uhr anfängt zu gehen, werden ihre Glocken in dem Kirchturm ein Lied spielen; und noch viele andere wunderbare Dinge werden Stunde auf Stunde hintereinander folgen; denn diese Uhr ist ein Kunstwerk und kann sehr vieles."

"Ja," erwiderte sie lachend, "so sagen die Uhrmacher alle. Ich habe die Uhr so oft auseinandernehmen und zusammensetzen sehen, daß ich glaube, ich könnte es jetzt selbst thun. Aber noch niemand hat ein Lied bei der Arbeit gesungen, darum werde ich Sie gern singen hören." Es war sehr freundlich von ihr, das zu sagen, nicht wahr? Ja, sie war wirklich eine edle Dame. Damals hatte ich noch eine gute Stimme und ich sang viel bei meiner Arbeit. So sang ich denn jetzt eines meiner Lieblingslieder: „Meine Heimat ist dort in der Höh'." Ich sang es immer wieder, bis das letzte Rädchen und Stiftchen wieder an seinem Platze war und dann sagte ich: „Jetzt werden wir sehen, wie's steht" und gab dem Pendel einen Stoß, aber die Uhr ging nicht. Ich war erstaunt, und die Dame neben mir mußte lachen; aber sie sagte sogleich, als wollte sie mich trösten: „Sie verzeihen, nicht wahr, daß ich lachte. Aber dies alles ist schon so oft vorgekommen, daß ich gar nicht hoffte, die Arbeit würde Ihnen gelingen. Sehr wahrscheinlich ist es gar kein vollständiges Werk; vielleicht fehlen einige Räder." „O, nein;" rief ich, „sie ist ein reines Kunstwerk, gemacht zum gehen, bestimmt zum gehen und sie muß gehen!" „Meinen Sie, daß die Uhr je gegangen sei?" — „Ich kann es nicht sagen, es ist nichts an ihr zu sehen, aber ich werde meinen Herrn und Heiland bitten, Er möge mir doch zeigen, wie ich die Uhr in Gang setzen soll, und Er wird mich erhören." „O, machen Sie sich nicht soviel Mühe damit," sagte die gütige Dame, indem sie mich wegen



meiner Bemerkung, daß ich beten wolle, von der Seite scheu ansah; darum sagte ich ruhig: „Fürchten Sie nicht, daß ich ein wenig „daneben“ sei, wie man zu sagen pflegt. Der Herr der Herrlichkeit, der mich erlöst hat, ist mir sehr nahe; und Er möchte es auch allen Seinen Menschenkindern sein. Zu Ihm werde ich flehen, Er möchte mir doch zeigen, wo der Fehler bei der Uhr liegt. Und Er wird es thun.“ „Das soll mich verlangen, ob der Herr des Weltalls, an den Sie glauben, und an den Sie sich also wenden wollen, sich über eine solche Kleinigkeit erbitten läßt.“ „O, geehrte Frau,“ rief ich, „kein Sperling fällt zu Boden ohne Sein Wissen, und die Haare unseres Hauptes sind alle gezählt.“ Dann kniete ich, ohne um Entschuldigung zu bitten, nieder und betete: „Du, mein Gott und Vater, ich weiß, daß Du mich hörst. Du hast mir die Liebe zu meinem Beruf gegeben. Schon so viele Jahre hast Du mir darin beigestanden, und Du hast mir stets von Ort zu Ort und von Haus zu Haus Gelingen gegeben. Nun, o Gott und Vater, da Du mich erlöst hast, und ich Dein Kind geworden bin, wirfst Du mir umsomehr Verstand und Weisheit geben, damit Dein Name durch mich verherrlicht werde!“ Ich stand auf und sagte zu der Dame: „Bitte, lassen Sie die Uhr bis morgen früh hier stehen, ich werde dann kommen und sie in Gang setzen.“

Es war fast dunkel geworden, als ich den einsamen schönen Feldweg entlang ging und die milde Sommerluft einatmete. Die frohen besiederten Sängler ließen ihr Abendlied hören, und auch ich mußte Gott loben, welcher diese Erde geschaffen und mich dem Verderben, das durch die Sünde in der Welt ist, entrissen hatte. Da gingen meine Gedanken urplötzlich auf die Uhr zurück, und ich sah einige Mädchen, welche die Bewegung zu regulieren hatten, vor meinem Geiste auftauchen, Mädchen, die wohl noch niemals

seit dem Transport der Uhr nach England nachgesehen worden waren. „Jetzt hab ich's; da fehlt's!“ rief ich. Ich kehrte jetzt um, zurück zu meiner Wohnung, und lobte Seinen heiligen Namen.

Am folgenden Morgen begab ich mich schon früh zur Villa. Die gnädige Frau saß bereits auf der Veranda und schrieb. Sie grüßte mich freundlich und ging mit in das Haus zur Uhr. Bald hatte ich die betreffenden Mädchen herausgenommen und dann richtig eingesezt. Nun gab ich dem Pendel einen Stoß, und horch: Tack, tack; tack, tack. Ja, die Uhr fing an zu gehen, und zwar so regelmäßig, als hätte sie nie gestanden. Eine ganze Weile saßen wir beide da und hörten dem Tack-tack zu, ohne ein Wort zu reden. Sie schlug dreiviertel, und dann, als die Stunde zu Ende ging, läuteten, wie ich der Dame gesagt, die Glocken im Kirchturme. Es war eine wunderbare Uhr, und zu jeder Stunde geschah etwas Interessantes. Endlich sagte die Dame: „Ich traue meinen Augen und Ohren kaum. Wenn der Herr Ihnen geholfen und Ihr Gebet erhört hat, dann will auch ich mich vor Ihm beugen und an Ihn glauben.“ Und sie hat es durch Gottes Gnade gethan. Ich besuche die Familie nun seit Jahren regelmäßig auf meinen Reisen, und die Dame, welche sich mit ihrem ganzen Hause vor Gott gebeugt hat und an den Herrn Jesum gläubig geworden ist und Ihm dient, heißt mich immer mit Dank zu Gott willkommen. Wenn ich aber fortgehe, sagt sie: „Gott segne Sie und behüte Sie; Er sei mit Ihnen! Gehen Sie und zeugen Sie für Christum, unsern Herrn, wohin Er Sie führt und so lange Sie noch hienieden sind.“ —

## Ein glücklicher Unfall.

Es war große Freude auf einem Edelsitz in Staffordshire, als der Erbe des weiten Guts und der dazu gehörigen Kohlengruben, Leonard Weston, nach ehrenvoll zurückgelegten Schuljahren bei seiner Mutter eintraf. Sie wohnte als Witwe bei ihrem Bruder, dem Eigentümer der schönen Besitzung, welcher als ein gastfreier, wohlwollender Mann immer gern Gesellschaft bei sich sah. Sobald Leonard angelangt war, wurden die angesehensten Nachbarn zu einer Jagd eingeladen, und der Jüngling zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein so fecker Reiter, daß sein Onkel ganz stolz auf ihn war. Am Abend wurde ein großes Mahl und Gelage veranstaltet, wobei man tüchtig zechte und den Jüngling hochleben ließ.

Nun, an diesem Abend begab es sich, daß über einen gewissen Watson viel geschimpft wurde. „Solch ein Kerl von Kohlengräber, der hält sich für berufen, zu beten und zu predigen! Haben Sie ihm denn erlaubt, Ihren Leuten den Text zu lesen?“ fragte der alte Baron S. — Nein, der Squire (Gutsbesitzer) hat nichts erlaubt. — „Aber Sie wissen doch, daß wohl ein Duzend der Leute nicht mehr ins Wirtshaus geht? Kein Fluchen mehr und keine Hahnenkämpfe am Sonntag und was sonst noch zur neuen Heiligkeit gehört? Es ist eine totale Umwälzung der Dinge im Werk. Die Kerls behaupten, sie haben Seelen, die verloren gehen oder selig werden können; und hinter allem steckt der infame Duckmäuser, der Watson.“

Der junge Leonard hatte schon oft über Whitefield und seine Heiligen schimpfen hören, aber so nahe war ihm die religiöse Bewegung jener Tage noch nie gerückt. Er

erkundigte sich angelegentlich nach allem und erfuhr also, daß einer der Kohlengräber, ein sonst tüchtiger Mann, der stille Watson, sich von den Methodisten habe fangen und unterrichten lassen; der wohne jetzt im Dorf und suche in aller Stille die Leute zur neuen Lehre zu bekehren. Am Kirchhof habe er eine leerstehende Hütte bezogen, und dort werde nun jeden Abend gesungen und gebetet.

Und alles das, ohne die Erlaubnis seines Onkels, des Squire, einzuholen? Unserem Leonard schien das ein Unterfangen, dem ohne weiteres der Garaus gemacht werden müsse. Also besprach er sich mit den Jünglingen seiner Bekanntschaft; auch etliche Gutsbesitzer und pensionierte Offiziere der Nachbarschaft ermutigten ihn zu einem lustigen Streich. „Was würde denn aus Staat und Kirche werden, wenn jeder Neuerer sich mit den Seelen in seinem Sinn zu schaffen machen dürfte?“ Es wurde in aller Stille beschlossen, am Sonntag müsse „ausgefegt“ werden.

Leonard sah sich erst Watsons Haus an, dann machte er sich an die Grubenarbeiter, die jeden Sonntag Nachmittag die Kneipe frequentierten, und gewann sie durch das Geschenk eines Fasses Bier. Als es dämmerte, zog plötzlich eine Schaar wilder Burschen mit Nexten und Hacken bewaffnet über den Kirchhof, umringte das einsame Häuschen, aus welchem eben noch ein Choralgesang geklungen hatte, mit fürchterlichem Geschrei, brach durch Fenster und Thüren ein und vertrieb die erschreckte Zuhörerschaft. Watson aber wurde ergriffen und fortgeschleppt unter lautem Rufen: „In die Schwemme mit dem Mucker! Gebt ihm ein gutes Bad, er kann etwas Abkühlung brauchen.“ Leonard stand mit seinen Freunden

auf der Kirchhofsmauer und ermutigte die Betrunknen durch allerhand Wize und Späße.

Es war ein alter, tiefer schmutziger Teich, in welchen sie Watson werfen wollten, und er ließ sich geduldig dahin führen, wie ein Lamm zur Schlachtbank. Aber im letzten Augenblick, da man ihn durch eine Zaunlücke hindurch zwängte, riß er sich mit einer Riesenanstrengung von ihnen los und begann einen Wettlauf, der seinesgleichen suchte. Die Betrunknen wurden bald dahinten gelassen, aber Leonard mit seinen Freunden setzte alle Kräfte daran, den Flüchtling einzufangen. „Tallyho!“ schrie er wieder und wieder, als jage er einem Fuchse nach, und mehr als einmal hatte er Watson eingeholt. Nur durch die größere Ortskenntnis gelang es diesem, sich immer herauszuwinden. Endlich langten die Jäger und der Gejagte vor dem reißenden Flusse an; Watson besann sich keinen Augenblick, hineinzu springen, und so viele Steine und Flüche ihm auch nachgesandt wurden, der Gehezte erreichte schwimmend das andere Ufer und verschwand im Gestrüpp des wilden Moorlandes.

Es war ein ruhmreicher Abend; die Grubenleute besoffen sich noch eine Woche lang, um ihren großen Sieg zu feiern, und bestanden mehr als einmal blutige Händel, die sich aus ihrer Heldenthat entspannen. Keiner aber hatte es Leonard gleich gethan; er wurde vom Beifall der Nachbarschaft fast erdrückt, und sein Onkel schwur hoch und teuer, solch ein Spiel habe er dem tüchtigen Jungen doch nicht zugetraut, worauf Mama befriedigt antwortete: „Ich habe noch immer gefunden, was mein Leonard beginnt, das setzt er auch durch.“

Und allerdings hatte er durchgesetzt, daß Watson nicht mehr zurückkehrte, auch seine Stelle in der Grube durch einen Andern besetzt wurde. Die Feindschaft gegen

die frohe Botschaft des Friedens, das Evangelium, war eine so bittere geworden, daß die Guten fürs Beste hielten, zuzuwarten und mehrere Familien auswanderten.

Etliche Jahre sind vergangen, Leonard ist Offizier geworden und hat in mancher Garnison unter anderen Großthaten auch die oben erwähnte erzählt und hohen Ruhm dafür geerntet. Jetzt aber steht er im Westen in Massachusetts auf einem sehr einsamen Außenposten, der gegen die Rebellen der Vereinigten Staaten, wie gegen Indianer verteidigt werden soll. Es ist November, und der Winter naht mit schnellen Schritten; der Proviant aber, längst versprochen, will nicht eintreffen. Hauptmann Dyfart, der erfahrene Kommandant der Redoute, hat allerhand Rundschafter ausgesandt, aber nur eine unbestimmte Nachricht bekommen, die englische Armee ziehe sich zurück. Da ruft er seinen fecken Lieutenant zu sich und trägt ihm auf, auf der nächsten Farm, beim treuen Morrison, nachzufragen, wie die Dinge stehen. „Sie sehen's hier auf der Karte, die Farm liegt gerade östlich; mitgeben darf ich Ihnen die Skizze nicht, da ich keine andere habe; also merken Sie sichs genau, hier der Pfad, dort die weißen Berge, da die beiden Thäler u. s. w.“ Weston besah sich alles und verabschiedete sich.

Er bestieg sein Pferd und ritt davon, begleitet von drei Dragonern, die er sich hatte auswählen dürfen. Hinein gieng in den tiefen Wald, aber mit so gehobenem Herzen, daß an die Möglichkeit des Verirrens nicht einmal gedacht wurde. Die Soldaten hatten ihrem heiteren Offizier allerhand zu erzählen von ihren Erlebnissen in nahen und fernem Kriegen; und eben war vom Haider Ali die Rede und wie um Carnatik gekämpft wurde, als eine schöne Wasserfläche voller Waldinseln sich den erstaunten Blicken darböt.

Sie nahen dem Winnepiscogee-See, den die weißen Berge überragen, und hinter einem dieser Gipfel sank eben die Sonne unter. Jetzt mußte Weston, daß er bedeutend fehlgegangen war, und die Richtung, die er einschlagen mußte, um zu Morrison's Farm zu gelangen, wurde ihm klar. Aber was bewegt sich dort? Ist es ein schwarzer Bär? Weston griff eben nach dem Pistolenhalfter, als ein Ton das ganze Thal erfüllte, den kein Hörer je wieder vergißt, der Schlachtruf der Rothhäute; eine Bande bewaffneter Wilden sprang aus dem Dickicht auf die Weißen los. „Festgestanden, meine Leute!“ schrie Weston, aber im gleichen Augenblick fauste ihm ein Tomahawk in den Nacken, daß er vom Pferd stürzte; erschreckt floh dieses in den Busch, und ihm folgten, sich zerstreuend, die armen Soldaten, die ihren Offizier für getötet hielten.

Er war nicht tot, wenn auch schwer verwundet; der dicke Pelz am Manteltragen hatte doch die Gewalt des Streiches gebrochen. Als er aus seiner Betäubung zu sich kam, hörte er die Zurufe der Wilden, wie sie den Pferden und Reitern nachjagten; seine Leute mochten ja wohl entrinnen, was aber würde aus ihm, wenn die Feinde kämen, ihn zu skalpieren? Ihn schauderte bei dem Gedanken an die gräßlichen Martern der Gefangenen. Er band sich das Taschentuch fest um den Hals, die Blutung zu stillen, und suchte den Weg nach der Farm einzuschlagen durch Busch und Berg und Thal. Unsäglich wurden die Schmerzen, je weiter er troch, alle Kräfte wollten ihn verlassen, als er endlich auf eine Rodung hinaus schlüpfte, hinter der ein solides Blockhaus zu entdecken war.

Aber weiter konnte er sich nicht mehr schleppen. Die Indianer hatten, durch die Blutspuren geleitet, seinen

Beg verfolgt und stürzten sich auf ihn mit gellendem Triumphgeschrei. Weston erhob sich noch einmal mit der letzten Kraft, um an den nächsten Baum gelehnt, sein Schwert zu ziehen; aber eben, als er einen Mann zwischen den Indianern hindurch rennen sah, verlor er das Bewußtsein.

Als er aufwachte, fand er sich in einem warmen Bett in niedriger Kammer, vor ihm ein helles Feuer auf dem Herd und eine alte Indianerin beschäftigt, aus dünnen Weiden und Stachelschweintielen ein Körbchen zu flechten. Er fühlte, daß seine Wunde verbunden war, das Weib aber wandte sich zu ihm und bot ihm mit freundlichen, wenn auch unverstandenen Worten einen kühlenden Trank. Wie der ihn labte! Das erste Mal seit Jahren fuhr etwas wie Dank gegen den großen Menschenhüter durch das leichtsinnige Soldatenherz; das war doch eine wunderbare, unerklärliche Rettung. So was war völlig unerhört und — unverdient! Er sank zurück und versuchte zu denken.

Da hörte er Stimmen im nächsten Raum. Jetzt betet Einer und dann wieder Einer, und auch für ihn, für den Fremdling, wird gebetet. Was war doch das und wie sollte er sich reimen, da er von keinem Freunde in dieser Gegend wußte? Morrisons Farm konnte das doch nicht sein; da ging, so viel Weston wußte, nichts Aehnliches vor. Nach und nach ließen sich Abschiedsworte und Schritte von Gehenden vernehmen; dann trat ein ernster Mann herein, der den Liegenden freundlich begrüßte und ihm Hoffnung auf baldige Genesung machte.

Nachdem derselbe mit der Alten in fremden Klängen ein paar Worte gewechselt, fuhr er fort: „Christiane sagt mir, Ihre Wunde sei nicht gefährlich. Sie ist der einzige Wundarzt, den wir in diesem Landstrich haben, aber



geschickt, wenn auch nur in Indianerlagern gebildet. Sie war ihr Leben lang unter ihrem Volke, aber seit sieben Jahren ist sie Christin und hats am Ende unter den grausamen Gebräuchen der Heiden nicht mehr ausgehalten, daher sie bat, bei uns wohnen zu dürfen.“

„Ich wünschte, daß ich Ihnen für meine Rettung würdig zu danken vermöchte“, sagte Weston, der nun die Figur des Mannes erkannte, welcher sich gestern zwischen ihn und die Feinde geworfen hatte.

„Danken Sie Gott dafür, daß ich Ihre Gefahr noch zur rechten Zeit von meinem Hause aus gewahr wurde; ich verdiene keinen Dank, da ich nichts für Sie riskierte. Kein Indianer dieses Stammes wird die Art gegen mich erheben, seit ich ihrer viele in einem harten Winter, da die Jagd gar zu kärglich ausfiel, mit Nahrungsmitteln unterstützte; das war schon im zweiten Jahr, nachdem ich mit meinen Freunden mich in diesem Walde niedergelassen hatte.“

„Sie sind doch wohl ein Missionar?“ fragte Weston nachdenklich.

„Das eben nicht; ich thue einfach, was mir mein Herr und Heiland für Ihn zu thun giebt. Ich bin aus dem Westen Englands mit einigen Gläubigen hierher gezogen, und wir kommen besser durch, als wir erwarten durften. Wir hatten gerade Gebetstunde, sonst wäre ich schon früher gekommen, Ihnen zu sagen, wie willkommen Sie mir in meiner Wohnung sind.“

„Gott lohne Ihnen Ihre Güte gegen einen unglücklichen Fremden! Darf ich um Ihren Namen bitten? Ihr Gesicht scheint mir nicht ganz unbekannt.“

„Nun, ich heiße Wilhelm Watson, und Sie sind — Herr Leonard Weston!“

Der Angeredete mußte sich kaum zu fassen. Er stammelte endlich: „Herr Watson, ich verdiene es nicht, was Sie an mir gethan haben!“

„Lieber Freund“, sagte Watson, indem er die Hand des Kranken faßte, „keiner von uns verdient, was der Herr an ihm gethan hat! Was damals geschah, war ein Unrecht, aber Sie thaten es in Unwissenheit. Bei Gott ist viel Vergebung. Ich habe seitdem viel für Sie gebetet, daß Gott Ihnen die Augen öffnen und Ihnen die Gnade schenken möchte, die Er mir geschenkt hat.“

Weston erholte sich langsam, aber unter jenem einfachen Bretterdach begegnete ihm Gott und es genas dort seine Seele. Der lange Winter ging ihm viel schneller vorüber, als er sich je möglich gedacht. Als er endlich nach New-York gebracht wurde, dem einzigen Fleck, den noch die Briten inne hatten, fand er, daß man ihn längst zu den Toten gezählt hatte. Den Heerdienst hatte er aufgegeben, diente nun aber um so eifriger seinem Erlöser und Herrn, den er, vielmehr der ihn auf wunderbarem Wege gesucht und gefunden hatte.

---

14.

## Graf Eberhard von Erbach.

Im Odenwalde, der sich vom Nordufer des Neckars nach Darmstadt hin erstreckt und an dessen steilem Westabhange die oft genannte, schöne Bergstraße sich von Heidelberg bis Darmstadt hinzieht, liegt seit alten Zeiten das Schloß Erbach; im vorigen Jahrhundert ist es neu erbaut worden.

Hier hauste zu Luthers Lebzeiten Graf Eberhard von Erbach, ein gerader und auf seine Art auch gottesfürchtiger

Mann, der den Degen aber geschickter zu führen wußte, als die Feder, und bei seiner heftigen Gemüthsart gern einmal davon Gebrauch machte. Luther haßte er mit aller Glut, deren er fähig war. Zwar hatte er ihn noch nie gehört und gesehen, aber sein Beichtvater, Johann Speckel, hatte ihm fort und fort gesagt, daß der Luther ein Erzschem sei, der die Leute vom heiligen Glauben abwende.

Dann und wann hatte Speckel das Wort fallen lassen, ein Mann von rechtem Mute könnte dem ganzen Greuelwesen mit einem einzigen Schläge ein Ende machen. Zuletzt sagte er ihm einmal frei heraus: „Herr Graf, wenn Ihr mit Euren Mannen den Erzkezer Luther bei guter Gelegenheit fassen und dem Papste überliefern könntet, so hättet Ihr ein sonderlich gutes Werk vor vielen anderen gethan und vieler Seelen Heil bewahren geholfen!“

Dies Wort brannte in des Grafen Seele seit jenem Tage. Und als nun im Jahre 1518 Luther von Wittenberg eine Fußreise gen Heidelberg unternahm, kam er am 8. April Abends in das Städtchen Miltenberg, das unweit Schloß Erbach gelegen ist. Graf Eberhard saß mit seinem Weibe an jenem Abend am Bette seines todkranken Töchterleins Hildegard. Da bringt ihm ein Bote heimlich die Meldung, daß Luther die Nacht in Miltenberg herbergen werde. Da springt der Graf empor und giebt augenblicklich seinen Kriegern Befehl, zu satteln und aufzusitzen: Sein Weib bat ihn mit Thränen, sie jetzt nicht in ihrem Kummer und Herzeleid allein zu lassen, doch vergeblich. Der Graf sprengt auf seinem Rappen von dannen, daß ihm seine Reiter kaum folgen können. Keiner wußte, weswegen der Graf davonritt und wohin er sich wandte. Nur Speckel wußte es und hatte ihm am Thore des

Schloßhofs zugerufen: „Wer Vater, Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt, denn Mich, der ist Meiner nicht wert!“ und: „Verflucht ist, wer des Herrn Wert lässig treibt!“

Um 8 Uhr hielt der Graf mit seinen Männern am Thore von Miltenberg; das hatte man dem Wittenberger Doktor zu Ehren festlich erleuchtet. Und in der Stadt war alles voll Volks aus der Nachbarschaft, das herbeigeströmt war, um Luthers Abendpredigt zu hören, die er bald nach seiner Ankunft gehalten hatte.

Der Graf, der nach der Ursache des Gedränges geforscht, trabte voll Grimms die Straßen entlang, als er den Bescheid erhalten. Im Gasthof zum Schwert, wo er abstieg, ward er vom Wirt Nickel Uhrig mit vielen Bücklingen und den Worten begrüßt: „Ei, ei, mein Herr Graf! hat Euch der Luther auch auf die Beine gebracht? Schade, daß Ihr nicht früher zur Stelle gewesen. Das Volk weiß den Doktor nicht genug zu preisen.“

Unwirsch forderte der Graf sein Zimmer. Erschöpft durch den schnellen Ritt und die Gemütsbewegung am Bette des kranken Töchterleins und auf dem Wege hieher, begab er sich nach genommenem Imbiß bald zur Ruhe und sank in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, war's noch dunkel; doch weil ihn der Schlaf beharrlich mied, stand Graf Eberhard vom Lager auf und trat ans Fenster. Vom Kloster rief das Glöcklein zum Frühgebet. In des Grafen Herz tobte der Zorn von gestern Abend nicht mehr; seine Gedanken tragen ihn heim ans Bett der todkranken Tochter; seine Hände falteten sich unwillkürlich zum Gebet.

Da sah er im Eckzimmer des gegenüberliegenden Hauses ein Licht angezündet. Der Graf hörte deutlich eine tiefe, schöne Männerstimme beten und zwar mit einer Kraft und Innigkeit, wie der Graf es noch von niemand

zuvor gehört, für die ganze Christenheit auf Erden, für den Sieg des heiligen Evangeliums über alle seine Widersacher an allen Orten, für die Rettung von Sündern und die Bewahrung der Glaubenden u. dgl. m. Dem Grafen war gar wundersam über diesem Gebet ums Herz geworden.

Als der Tag herausleuchtete, verlangte er den Wirt zu sprechen und forderte Auskunft, wer in dem Hause gegenüber in dem Eckzimmer wohne. Der Wirt, der mit dem Frühstück auf einem silbernen Teller, eingetreten, gab zur Antwort: „Ob ichs Euch sagen kann, wer dort wohnt? Nun freilich kann ich das! Das ist Luther, der Erzknecht!“ —

„Der Luther?“ rief der Graf bestürzt. „Ja, der Dr. Martin Luther! Haben Euer Gnaden Etwas zu bestellen bei ihm?“ — Als der Wirt keine Antwort erhielt, ging er kopfschüttelnd von dannen.

Der Graf hatte eine Weile im tiefsten Sinnen wie angewurzelt gestanden, dann ging er, ohne sein Frühstück anzurühren, die Treppe hinunter, hinüber ins Nachbarhaus und im Nu stand er vor dem Doktor Luther.

Dieser hatte sich bei seinem Eintritt vom Stuhle erhoben und sah fragend den gewaltigen, hohen Mann an, der ihm in voller Rüstung gegenüberstand, das Schwert an der Seite, die Augen forschend auf ihn gerichtet, als wollte er lesen im tiefsten Grunde seiner Seele. Als der Doktor den Mann wiederholt fragte, was sein Begehre sei, rief der Graf: „Mann, Ihr seid besser als ich! Verzeih mirs Gott, daß ich es böse mit Euch im Sinne gehabt!“ Und nun bekannte er offen, warum er nach Miltenberg gekommen, wie er ihn vorhin beten gehört, und wie er durch sein Wort übersührt worden, daß er

unmöglich ein Aufrührer und ein Feind der Wahrheit und der heiligen Kirche Christi sein könne. —

„Nun, gelobt sei Gott, der Euch durch Sein Wort und Seinen Geist, nicht durch mein Wort überwunden hat!“ entgegnete Luther. „Ich bin ja vom Herrn bloß dazu ausersehen, Sein Wort der Christenheit deutscher Zunge wieder kund zu thun. So zieht nun in Frieden Eures Weges, mein Herr Graf! Der in Euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi. Wills Gott, sollt Ihr noch Wunder schauen, wie des Herrn Wort Arm und Bogen zerbricht und Spieße zerschlägt, wie Er bei Euch gethan hat.“

Als der Graf seinen Morgenimbiß gehalten, ritt er mit seinen Reitern wieder der Heimat entgegen zur nicht geringen Verwunderung derselben, die es nicht begreifen konnten, was es mit dem eiligen Ritt auf sich gehabt. Graf Eberhard aber wurde je länger desto mehr voll Staunens, wie sich das Blatt so seltsam gewendet. Den Luther hatte er gebunden seinen Feinden, den Päpstlichen, überliefern wollen; nun war sein Herz durch Luthers Gebet gebunden worden, und je länger desto froher wurde er dieser Bande. Als er in seinem Schloßhose vom Rappen stieg, kam ihm schon sein liebes Weib voll Freuden entgegen. Hildegard hatte eine gute Nacht gehabt und überaus köstlich geschlafen und saß jetzt auf dem Bett, spielend und des Vaters fröhlich harrend.

Wie Luther dem Grafen gewünscht und ersleht hatte, so geschah es: das gute Werk, das der Herr in ihm begonnen, wuchs, und wie er ein Saulus gewesen, der wider den Herrn geschraubt, so ward er nun ein Paulus, der ihm nachfolgte. Treulich sorgte Graf Eberhard, daß in seiner Herrschaft Gottes Wort lauter und rein gelehrt wurde. Und als Luther im April 1521 vor Kaiser und

Reich seinen Glauben bekannte, stand unter den Fürsten und Herren, die es mit ihm hielten, auch Graf Eberhard von Erbach.

Im Dorfe Brensbach, das zur gräflich Erbachischen Herrschaft gehörte, befindet sich eine Pfarramts-Chronik, in der alle Prediger verzeichnet stehen, die seit der Reformation daselbst das Evangelium verkündet haben. Und wen findet man da als den Ersten in der langen Reihe? Keinen Andern als Johann Speckel. An der Kanzel in Brensbach aber standen die Worte: „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit!“

In der That aber, wie wahr ist es, wenn Gott uns sagt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht Meine Wege. Denn wie der Himmel höher ist als die Erde, so sind Meine Wege höher als eure Wege und Meine Gedanken als eure Gedanken.“ (Jes. 55, 8. 9.)

